



Niemand merkt, daß der Malte leise aufsteht und fortgeht . . .

## Der Schatz von Hiddensee.

Eine Rügenener Geschichte von Wanda Bartels.

Mit Illustrationen von Hans Bartels.

(Schluß.)

„Und was thun sie mit den Steinen?“ fragte der Wirth.

„Was sie damit thun? hm —“ jagt der Schullehrer, „hm — nun, sie werden damit spielen und sich die Zeit vertreiben — haben ja so nichts zu thun in der Stadt! Uns kann's gleich sein, wenn sie nur zahlen, und das thun sie. Und dann hat er noch gesagt, wir, nein ich sollte ihm Alles schicken, was wir finden, nicht nur, was von Stein ist, auch Eisenstücke, Knochen und kleine Münzen; er zahlt sie gut, und uns sind sie nichts werth.“

„Na, dann mag er dies wohl auch nehmen,“ meint der Wirth und langt von dem Brett, auf dem die Schnapsflaschen stehen, ein steinernes Messer mit mühevoll gearbeitetem Griff, das er dem Schullehrer hinhält.

„Glaub' schon,“ sagt dieser, „solche hatten sie viele, aber sie wollen ja immer mehr davon haben. Ich nehm's einmal mit und frag' für Dich.“

„Ich fand einmal beim Kartoffelhaden ein kleines grünes Stück Eisen,“ sagt ein Anderer, „war aber ein Loch darin und ein kleiner Ring durchgezogen. Ich gab's den Kindern zum Spielen, will aber sehen, ob sie's noch haben, dann bring' ich es Dir.“

„So'n Art Zeug's hab' ich auch gefunden,“ sagt wieder Einer; da mischen sich die näselnden Töne einer Zieh-Harmonika in's Gespräch, und während sich lachende, schwagende Paare in die Wirthsstube drängen, merkt Niemand, daß der Malte leise aufsteht und fortgeht.

Der Nachtwind umsäfelt ihn, wie er hastig über den kühlen Sand schreitet, neugierig plätschern die Wellen zu ihm hin, dessen hallender Schritt die Ruhe der Nacht stört; er merkt es nicht, denn unklare, wirre

Pläne und Gedanken ringen in ihm nach Gestaltung. Ah, wenn das Gold erst fort wäre, das ihnen den Fluch bringt, wie die Marte gesagt hat!

Sein eiliger Schritt wandelt sich in Laufen, leuchtend rennt er durch den Sand.

Auf dem Steine, der eine Art Stufe vor ihrer Hausthür bildet, lauert die Marte; sie hat die Hände um die Kniee geschlungen und sieht hinaus in die See, wo die Wellen leise zerfließen, und ihr Kopf hat nur einen Gedanken: wenn nur der unselige Schatz fort wäre, der uns unehrlich macht! — Da hört sie Schritte, erkennt den Laufenden, und mit leisem Schreckensrufe springt sie auf.

„Malte, um Gotteswillen —“

„Der Schatz,“ leuchtet er.

„Sie wissen es, sie kommen, Malte!“

„Nein, nein, das ist's nicht; wir können ihn verkaufen, nach Stralsund, sagt der Schulmeister!“

„So hast Du's ihm gesagt?“

„Nein,“ giebt er zurück und erzählt ihr, was er im Wirthshause gehört hat. Einen Augenblick leuchten ihre Augen, dann aber legt sie die Hand auf seinen Arm und entgegnet:

„Und wie willst Du den Schatz nach Stralsund bringen? Du hast kein Boot, auch kein Geld, Dir eines zu mieten. Willst Du den Schullehrer bitten, damit er Dich fragt, wo Du das Gold fandest? — Nein, Malte, es klebt uns an, es ist nicht abzuschütteln, Du siehst es! . . .“

Und der Schatz blieb im Hause.

Der Herbst zieht über das Land. Der Wind steht in seinem Dienst, und er räumt auf. Er jagt die Wildgänse mit zerzausten Federn von dannen, er scheucht die Wachteln und die Seeschwalben auf, und sein

pfieisender Athem weist ihnen den Weg zu anderen Gestaden. Er knickt die leeren Distelköpfe, denen er längst schon die befiederten Krönchen geraubt hat. Leise breitet er kalten Reif über die letzten Blüthen der Heide, über das Gras und die krüppeligen Hollunderbüsche im Dorfe, — einmal, — zweimal, bis sie braun und starr seinem eisigen Odem still halten. Er braust durch die Kiefern, und knisternd opfert der Wald seine dünnen Nadeln. Er wühlt in der See, er thürmt die Wellen zu Bergen, treibt sie gegen das Kreide-Ufer, um sie donnernd zu zerzhellen; die Menschen bergen sich in ihren Hütten, die der Wind umtoft, und schwayen von alten Zeiten; nur der Zollwächter wandelt einsam über die Düne, sein mürrisches Gesicht im Manteltragen schühend.

Der Wind streicht mit schneidender Kälte über die Düne, Tag für Tag, Nacht für Nacht, doch sie erstarret nicht. Immer wieder entgleitet der feine trockene Sand in flüchtigen Wolken und läßt sich vom Frost nicht halten. Der Wind jagt hinterher und treibt den Sand in das Dorf, durch die Gassen und knisternd gegen die Fenster-scheiben von dem einsamen Hause in der Düne. Dort läßt er ihn fallen und lauscht —; was hört er? —

Die Marte sitzt am Tische und hat die Hände in den Schoß gelegt. So unthätig war sie sonst nicht. Der Malte tritt ein.

„Was siehst Du da,“ sagt er, „hast Du die Kartoffeln im Keller umgeschauelt?“

„Warum wohl, Malte?“ fragt sie gleichgiltig, „sie werden ja doch verderben, es wird nichts helfen.“

Er schüttelt den Kopf.

„Ich will die Fenster im Stall verstopfen,“ sagt er, „damit es dort wärmer wird.“

„Warum denn, Malte? Die Schafe werden ja doch errieren; es nützt uns nichts, Du weißt, — seitdem —“

Mit tiefem Heulen fährt der Wind in den Schlot und steigt wimmernd wieder empor, immer heller und höher pfieisend; er faßt das moosbeschwerte Dach und schüttelt es, und er rast um das Haus, als wollte er es umreißen.

„Hörst es, wie der Wind uns droht? Alles droht uns seitdem —, das ist der Fluch, den uns der Schatz gebracht hat, ich hab's gewußt!“ —

„Märrin, mit Deinen Einbildungen,“ sagt der Malte.

„Ich geh' einmal zum alten Beckmann und bitte ihn um eine Egge oder sonst etwas, um das Dach zu beschweren, sonst hebt der Wind es uns über dem Kopfe ab.“

„Geh nur zu, Malte, es wird doch nichts helfen. Das Unglück wohnt bei uns.“

Er geht und kämpft sich durch den rasenden Sturm bis in des alten Beckmann Haus, und mit ihm gehen die Gedanken, wie die Marte so anders geworden, seit der unselige Schatz in's Haus kam.

Der alte Beckmann sitzt allein in der Stube und schnitzelt Späne.

„So, so, der Malte,“ sagt er und bietet ihm die Hand.

„Arg' Wetter draußen,“ meint Malte.

„Ja, ja, arg' Wetter.“

„Thut viel Schaden,“ fährt Malte fort.

„Oder Nutzen,“ entgegnet der Alte, mit den schlauen Augen blinzeln. „Lebt wohl nicht Jeder vom Sonnenschein und Fische fangen.“



.. es kippt, — es flürzt, — ein dumpfer Laut, und der Wind fuhr fliegend über die Stätte . . .

„So?“ sagt der Malte. „Du hast wohl neuen Branntwein bekommen? Der Zollwächter scheint zu wittern, daß die Bark von gestern hier etwas verloren hat, was er nicht finden soll, denn er geht mit zornigem Gesicht auf der Düne hin und her.“

„Mag er nur auf und nieder rennen. Diesmal ist's nichts. Aber in drei Wochen vielleicht, wenn das Barkschiff von Schweden zurückkommt.“

Einen Augenblick schweigen Beide, dann beginnt der Malte von Neuem:

„Ich wollte fragen, ob Du eine Egge übrig hast für mein Dach?“

„Ja, — der Sturm könnte es herunterreißen, und es ist nicht immer angenehm, wenn die Sonne Alles sieht,“ lacht der Alte.

„Wir haben nichts zu verbergen,“ erwidert der Andere gereizt.

„So? — Ist mir auch recht. — Aber wart' einmal,“ und er schließt den Wandschrank auf und tramt darin, „ich wollte Dich schon lange fragen, — wo es nur geblieben ist, — ah, — da haben wir's, — kennst Du das?“ und er hält Malte ein blitzendes Ding entgegen, — eines der Ornamente aus dem unseligen Schmud.

„Das,“ stottert der Malte, „das? Ich weiß nicht, — ich glaube —“

„Du wirst es wohl verloren haben,“ sagt der Alte.

„Ich sah die Marte mit einem Manne auf der Düne stehen an dem Morgen, als Du gekommen warst und es noch Niemand wußte, und ich war neugierig, zu erfahren, wer der Mann wäre, der bei der Marte stand; aber bis ich hinauskam, waren Beide fort, und dies Ding lag im Sande. Ich hob es auf und dachte, sie würde schon danach fragen, aber Keiner frag danach. Warum fragen sie nicht darnach, dachte ich? Entweder sie haben noch mehr davon, sodaß sie das Eine nicht missen, — dann sind sie reich; oder sie trauen sich nicht davon zu reden, — dann geht's nicht mit ehrlichen Dingen zu. — Nun frag' ich Dich.“

Der Malte ist bleich geworden, und mit gepreßter Stimme antwortet er:

„Du hast uns in der Hand, Beckmann. Geh' hin und zeige mich an! Ich will drum nichts sagen, wenn nur der unglückliche Schatz aus dem Hause kommt. Eher werde ich doch nicht froh, und die Marte auch nicht.“

„Narr, der Du bist! Meinst, ich zeig' Dich an? Was hätte ich davon? Viel unnütze Wege und Plage vor Gericht. Sei nicht so dumm, Malte; geh', bring mir den Schatz, ich lang's schon pffiffig an, thu' ihn nach Stralsund. Hast wohl vom Schulmeister gehört, daß sie dort allerlei brauchen. Ich bring's ihnen nach und nach und sag' ihnen, wir hätten's im Sande gefunden.“

„Komm mit mir, gleich, hol' ihn Dir selber, sonst befinnst Du Dich anders, — komm, ich gebe Dir das Gold: mach' damit, was Du willst, wenn es nur fort kommt!“ Und er reißt den Alten mit sich durch den Wind und den wirbelnden Sand nach dem Hause in der Düne.

Die Marte sitzt müßig am Fenster, wie sie es immer thut, schon den ganzen Sommer hindurch; gleichgiltig wendet sie den Eintretenden das Antlitz zu, und hört, wie der Malte mit bebender Stimme sagt, um was es sich handelt; gleichgiltig weist sie mit den Augen dahin, wo das Gold verwaht ist.

„Nimm,“ sagt sie ruhig, „es wird nichts helfen; der Schatz wird wiederkehren, denn er klebt uns an, und das Unglück mit ihm.“

Der alte Beckmann nimmt den Schatz an sich und läuft nach Hause; ihm graut vor der Marte, und er ist doch sonst nicht ängstlich. Dann bringt er von Zeit zu Zeit Geld für den Malte; der giebt's der Marte und Keiner sagt, wofür oder woher es kommt. Sie nimmt's und thut es jedesmal genau an die Stelle, wo der Schatz gelegen und spricht:

„Es nützte nichts, ihn fortzugeben, ich wußte ja, daß er wiederkehren würde.“

Der Malte aber verzweifelt fast. Wer sieht es, als der Wind, der nimmer ruhende. Er sieht die Marte, wie sie mit verschlungenen Händen am Fenster sitzt, Tag für Tag; er sieht Augen, die schlaflose Sorge roth umrandet, er sieht, wie die Leute auf der Landstraße flüsternd beisammen stehen und nach dem einsamen Hause in der Düne deuten. — Aber er sieht noch mehr. Er sieht Boote zum Fischfang fahren und schuppenglibernd wiederkehren; er weiß aber auch, daß die Boote manchmal nächtens heimkommen, vollbeladen, und daß dennoch des anderen Tages nicht viel Fische auf Hiddensoe vorhanden sind, dafür aber Branntwein und Rum, die man vor des Zollwächters Augen zu verbergen trachtet.

Wie der Wind heult! Er wirbelt den Sand gegen die Fensterscheiben, rüttelt die morschen Rahmen und scharrt mit den trockenen Ästen an den niedrigen Kalkwänden. Er tobt und rast, als wolle er sprechen, war-

nen, schelten; seiner donnernden Stimme lauschen Wasser und Wald, doch den Menschen bleibt sie unverständlich. Das bleifarbene Meer athmet tiefer wie ein Mensch, der lange gelauert. Es ist außer Athem vom Tanz mit dem Sturme, vom herbstlichen Tanz, der durch Tage und Nächte währt. Dickflüssig heben und senken sich die Bogen, groß, schwer und gewaltig; das Boot, das ihren schaum- und glanzlosen Rücken beschwert, scheinen sie nicht zu fühlen. Eine Welle hebt es der anderen entgegen, geradeaus tragen sie es in die See. Auch der Mann im Boote achtet nicht auf des Wassers Heben und Senken; seine Gedanken gehen rückwärts.

Wie war's doch? Ja, der Alte war gekommen und hatte gesagt: „Malte, draußen in der See hat der Schwede ein paar Fäßchen verloren; die Stelle kennst Du an den grün-weißen Bojen, kaum eine Viertelstunde von hier gerade aus. Ich kann nicht selber hin, sie herauszufischen, da man ein Auge auf mich hat, — so war's gut, wenn Du gingest.“

Der Malte konnte sich nicht weigern. „Geh nur,“ hatte Marte gesagt, „es hilft nichts, es ist der Schatz, der Dich hinausstreift, — eine Hand wäscht die andere.“

So war er gegangen. Wie närrisch, als er aus der Hausthür trat, hatte der Wind ihn fest gegen die Mauer gedrückt, als wollte er ihn nicht hinauslassen. Ja, als ob der Malte sich von einem Windstoße halten ließe, von einem Bißchen von Wind, wie dieser! Er hat anderen Sturm gesehen. Wie gleichmäßig der Wind bläst; keine Launen, keine Stöße: steif füllt er das braune Segel, dessen Tau in Maltes Hand liegt. Wie gleichmäßig die Bogen rollen, — eine, zwei, — die dritte: etwas größer und länger als die ersten, aber eben so ruhig, so ernst, so ohne jede Erregung. Es ist fast ein Vergnügen, so zu fahren; sich heben zu lassen, — zu gleiten; jezt hoch zu steigen, — jezt hinunter in einen Abgrund. Und Alles ringsum so ruhig, nichts als der Wind und das leise Reiben der rostigen Ringe in den eisernen Haken. Es ist doch schön auf der See, schöner als daheim mit der Marte, die so traurig verändert ist, die Arme! — Ach ja, die Bojen. Schwimmt da nicht etwas? Er läßt das braune Segel zusammen-sinken und ergreift einen Bootshaken. Aufrecht stehend erwartet er den Moment, das grün-weiße Holz zu sich heranziehen zu können. Jezt, — geschickt schleudert er es in's Boot, wirft den Haken hin, kniet nieder und beginnt, mit einer Hand vor die andere greifend, sein Boot an dem Tau zu dem Flecke hinzuziehen, auf dem das Fäßchen liegt. Wie das Boot schaukelt! Wie die Bogen mit ihm spielen! Traust Du dem Meere, Malte, das Du so lange kennst? . . .

Viel nasses Tau häuft sich vor seinen Knien, immer näher schleppt er das Boot zum Ziele, — jezt, — ei, die Bogen! Sie drehen und drehen es, daß es fast schon wagerecht in eines ihrer Thäler zu liegen kommt. Das darf nicht sein. Die eine Hand hält das Tau, die andere greift zum Ruder. Da wächst eine Woge daher, groß wie das Schicksal; von der Längsseite schiebt sie sich unter das Boot, — es kippt, — es stürzt, — ein dumpfer Laut, — und der Wind fährt klagend über die Stätte.

Klagend streicht er über das Eisland und wimmert durch die Gassen, daß der Malte todt ist und nicht wiederkehrt, aber die Menschen verstehen ihn nicht. Nur Eine versteht die Botschaft, die er ihr durch das klirrende Fenster zuweht, und wie sie mit großen, starren Augen in den Wind sieht, spricht sie leise:

„Ich wußte ja, daß er nicht wiederkehrt, es war der Schatz, der ihn forttrieb, der unselige Schatz von Hiddensoe! . . .“

Rothdruck verboten.

## Unsterblichkeit.

Von H. Billinger.

Der Landwirth Osen gehörte nicht zu denjenigen Witvern, welche man am Grabe ihrer Frau verhindern mußte, dem Sarge nachzuspinnen. Seine offene Natur ließ unschwer durchblicken, daß es allerlei Dinge gab auf dieser Welt, die ihn zurückzuhalten vermochten. Er bemerkte sogar die theilnehmenden Blicke, welche seine stattliche Erscheinung streiften, als er zwischen seinen beiden schluchzenden Kindern und dem ganz verzweifelt thuernden Hausgesinde den Friedhof verließ, der sich zwischen dem Städtchen und seinem freundlichen Landgute hingab.

Zu Hause fehlte nichts an der Zubereitung des Mahles, und es sah so wohllich, so bequem und nett aus wie immer, — nur die unscheinbare Gestalt der Hausfrau fehlte. Sabine, eine entfernte Verwandte derselben, brachte die Suppe, theilte sie aus und setzte sich auf ihren alten Platz, dem leeren Stuhle gegenüber. Die kleinen Mädchen aßen pflichtschuldigst, wobei ihnen

die Thränen über die Wangen rollten; auch Sabine weinte, ohne einen Laut von sich zu geben.

Osen dachte bei sich selbst: der leere Stuhl muß mir weg, — es ist eine unnötige Erneuerung des Schmerzes.

Allein am anderen Tag vermochte er es doch nicht über sich zu gewinnen, den Stuhl bei Seite zu setzen, und also hatte er wieder ein höchst verstimmtes Mittagessen. Schmerz, Trauer, überhaupt alle Unannehmlichkeiten des Lebens, griffen ihn nach seiner Meinung tiefer an, als andere Menschen, und darum war es ihm von jeher als eine Pflicht der Selbsterhaltung erschienen, sich dergleichen Gefühle fern zu halten. Die unbehagliche Stille im Hause drückte auf ihn, und er suchte nach einer Gelegenheit, um sich in der Rolle des vernachlässigten und schlecht bedienten Wittwers zu geben, allein dazu zeigte sich nicht die geringste Veranlassung. Er warf sich auf's Pferd und ritt auf seine Felder, überzeugte, daß Niemand daran gedacht, die Tagelöhner zu bestellen, und das Donnerwetter, das er darüber anstellen wollte, that seiner Seele jezt schon wohl. Aber schon von Weitem sah er die rothen Kopftücher und weißen Hemdärmel aus den Aehren ragen, und näher trabend, kam ihm der einzahnige Gabriel, der älteste Knecht des Hauses, entgegen, nickte kurz und gab sich einer nachdenklichen Musterung des Pferdes hin. Osen bemerkte, wie Männer und Weiber ihn mit bewegten Blicken betrachteten; eine alte Frau fing an zu heulen, senkte den Kopf bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter und sagte in einem fort: „ach Gott — ach lieber, lieber Gott —“

„Bin ich denn ein kleines Kind?“ fragte sich Osen in heller Wuth ob der Nührung, die ihn überkam, und: „was hast Du immerfort zu gaffen?“ fuhr er den alten Knecht an.

„Nun, Ihr wißt, Herr,“ gab dieser zur Antwort, „der Peter ist erst im Haus, seit unser' Frau sich verheirathet, da gud' ich ihm gern auf die Finger, denn ich hab' schon bei den seligen Herrn Eltern gedient; der Saul könnt' besser gestriegelt sein.“

„Er ist recht,“ erklärte Osen. Der Knecht sah ihn ruhig an: „Ich sag' wie unser' Frau, — es muß Alles ganz gut sein und nichts halb, — er gehört besser gestriegelt.“

Osen ritt davon; er fühlte, er war überflüssig, es geschah Alles, wie sich's gehörte.

„Aber der Kerl soll mir eine andere Sprache lernen,“ brummte er vor sich hin, „vohstaufend noch einmal —“

Der Rappe griff aus; allein weder die frische Luft, noch der herrliche Tag vermochten die Lebensgeister des Wittwers aufzuhellen. Der Alp blieb ihm fest auf dem Gemüth sitzen, wie sehr er sich auch anstrengte, ihn los zu werden.

Er war ein schöner Mann, nur bei näherer Betrachtung konnte eine gewisse Weichlichkeit des Sinns und des Mundes an der sonst so männlichen Erscheinung bemerken. Trotz seines festen Vorsages, an diesem Abend nicht in's Städtchen zu reiten, ritt er doch hin. Und so war es immer gewesen; Zeit seines Lebens ein Glückskind, vermochte er sich nicht das Geringste zu versagen. Er hatte eben seine Studien als Oekonom beendet, und seine ihn vergötternden Eltern dachten daran, ihm mit der Einbuße ihres ganzen Vermögens ein kleines Gut zu kaufen, als er seine Frau kennen lernte, die ihm Gut und Liegenenschaften nebst einem ansehnlichen Vermögen sofort in die Ehe brachte. Nicht daß er die zarte kleine Frau nicht geliebt hätte; er dachte nur nicht daran, sie kennen zu lernen.

Sie hatte schon bei Lebzeiten ihres Vaters die Verwaltung des Gutes fast allein besorgt, also machte es sich ganz von selbst, daß auf den Gatten die Feiertage kamen. Freilich hatte sie auch keine gesellschaftlichen Talente, wenigstens keine solchen, die mit den wenigen zu vergleichen gewesen wären. Er sang meisterhaft, spielte Klavier wie ein Virtuose und war hinreichend witzig und amüßig; alle Gesichter hellten sich auf, wenn er erschien, und bei allen Vergnügungen, die man im Städtchen veranstaltete, war Osen der Mittelpunkt, um den sich Jung und Alt, Weib und Mann mit gleichem Vergnügen drehte.

Wie er so hinritt, sann er über die vergangenen Zeiten nach und daß seine Frau bei diesen Vergnügungen eigentlich immer eine Art Hemmschuh für ihn gewesen, obgleich es ihn angenehm berührte, daß sie sowohl durch ihr Aeußeres als eine gewisse feine Zurückhaltung sich vorthelhaft von den vergnügungsfüchtigen und fröhlich aufgeduzten Kleinstädterinnen unterschied. Aber sie zeigte sich zu Hause stets viel heiterer, angenehmer und netter, und er erinnerte sich, sie einmal bei einer solchen Gelegenheit gefragt zu haben:

„Sage mir doch, Kind, warum kannst Du Dich nie in Gesellschaft in einer so angenehmen Weise gehen lassen?“

„Mein lieber Mann,“ hatte sie nach kurzem Besinnen erwidert, „weil in dem Kreise, der Dich vergöttert und Alles herrlich an Dir findet, Jemand sein muß,

dessen Gesicht Dir sagt: ich bin nicht mit Dir einverstanden. Denn leider vergißt Du in der Freude, die Laster auf Deiner Seite zu haben, oft die nöthigsten Rücksichten, giebst um eines Wipes willen Deinen besten Freund preis und wirst dadurch nicht selten zum Verräther an denjenigen, die Dir vertrauen."

"Am Gotteswillen," hatte er sie angefahren, „was bist Du für eine langweilige Frau! Wie kann man so viel Wesens aus Aeußerungen machen, die nichts weiter sein wollen, als amüßant!"

„Das sind sie," sprach sie, „aber nicht gut."

Nach über das Grab hinaus ärgerte ihn dieser Ausspruch. „Nicht gut, nicht gut! Was wäre das für eine Welt der Langweile und Spießbürgerlichkeit, wenn man immer erst überlegen sollte: ist das gut, — ist jenes gut? Meine Frau hatte allerdings eine Masse schöner Eigenschaften, aber in diesem Punkte Ansichten, die sich für eine alte Betschwester, doch nicht für einen stotten Menschen schickten." — schloß Ofen seine Betrachtungen und stieg, am Thorwege des Casinos angelangt, von seinem Kappen, den ein Knecht zum Stalle führte.

Die Honoratioren waren schon versammelt, als der junge Witwer in den Saal trat; jeder der Herren ging ihm bewegt entgegen und drückte ihm die Hand.

„Teufel," dachte Ofen bei sich selber, „will denn das Bedauern kein Ende nehmen, ist es keine Menschenmöglichkeit, sich ein wenig zu vergessen!"

Er entschied sich für eine Partie Billard und starrte fortwährend auf die Kugeln, um die Blicke zu vermeiden, mit denen er heimgesucht wurde.

„Nun ja," sagte der Amtsrichter, „er zerstreut sich."

Der Doctor klopfte ihm auf die Schulter: „Sie war eine merkwürdige Frau."

Fünf Minuten später saß Ofen auf seinem Kappen; unmutig sprengte er heim.

„Merkwürdig," sprach er vor sich hin, „warum denn merkwürdig?"

„Du mußt dich jetzt deines Haushaltes annehmen," ermunterte er sich eines Tages, „und ein Wort mit deinen Leuten reden; da thut ja Jeder, was er will, und denkt nicht daran, daß ich der Herr bin, der zu befragen ist."

Auf seinen Befehl rückte das Dienstpersonal, — sieben Leute waren's, — vor ihm auf. Er hatte sich eine mild-ernste, aber entschiedene Rede ausgedacht, wie er's in Zukunft zu halten wünschte, allein, als er in die von einer ruhigen Selbstständigkeit erfüllten Gesichter seiner Untergebenen blickte, ließ er die Einleitung fort und sprach in befehlendem Tone:

„Es muß nun Manches anders werden in Zukunft!"

„Anders!" — Die Köchin war die erste, welche ihrem Erntannen Ausdruck gab, — „der Herr meint vielleicht in Kleinigkeiten, das kann ja geschehen, sonst wüßte ich nicht, was anders gemacht werden soll, als es unser' Frau angeordnet; ich für meinen Theil wär' nicht im Stand', einen Kochlöffel anders zu hängen, als er unter ihren Augen selig hing."

Der Chor murmelte Beifall, während Gabriel mit seinem einzahmigen Lächeln erklärte:

„Der Herr wird ja sehen, daß ihm nichts abgeht; es sollen bei Leib keine dummen Sachen geschehen, denn unser' Frau hat immer gesagt: ihr müßt denken, liebe Leut', — und wir denken."

Wieder ertönte ein Gemurmel der Zustimmung, nur das Hausmädchen meinte, in Schluchzen ausbrechend: „Wenn mir's auch manchmal noch passiert, das Denken nicht zu behalten!"

„Natürlich!" unterbrach sie Gabriel, „eine, die nicht länger als neun Jahre im Haus ist! Ich kann da am meisten mitreden. Gabriel, hat unser' Frau oft gesagt, Du bist am längsten im Haus, Du mußt es wissen, — nun ja, ich hab' sie den seligen Herrn Eltern oft in den Wagen gehoben, und darum trag' ich's am tiefsten in mir, wie sie war und geredet hat, — wer soll mich da noch irre machen!"

Jetzt flog die Köchin wie eine Bombe aus dem Kreise mitten in die Stube; Alles zitterte und bebte und lochte in der derben, untersehten Person.

„Was das für ein Schwächer ist, für ein alter, — bloß einen Tag, — sage einen Tag ist er länger im Haus als ich, und das Gevrahle! Laß ihm sein Vergnügen, hat unser' Frau oft gesagt, die vierundzwanzig Stunden, die er Dir voraus hat, sind nun einmal sein Stedenpferd, — aber auch die Geduld hat ihre Grenzen, und wenn er noch einmal behauptet, daß er's am tiefsten im Herzen trägt, der alt' —"

„Aber Sie hat ja nun wieder einen Born," unterbrach sie das Stubenmädchen, „hat Sie denn vergessen, daß wir in Anstand und Freundlichkeit mit einander auskommen sollen und nicht wie die wilden Kagen?"

Die Köchin kam zu sich. „Ich belenn's, ich bin eine robuste Person, die gleich überschnappt, aber ein eingestandener Fehler ist ausgelöscht, hat unser' Frau gesagt, ich bitt' mir's also aus, daß sich Keiner das Lachen erlaubt," — und die Köchin glättete ihre Schürze und zog sich mit Würde in den Kreis des Hausgefindes zurück.

„Was aber will denn eigentlich der Herr?" fragte Gabriel.

„Geht All' mit einander zum Teufel," entschied Ofen ärgerlich.

Was hätte er denn auch sagen sollen; so grausam war er nicht, das Andenken der Dahingegangenen in dem Herzen der Leute kränken zu wollen. Aber Alles in ihm war wie aufgerüttelt in Empörung gegen die Gewalt, welche dieses Andenken gegen ihn behauptete. Es war ihm immer ein besonderes Vergnügen gewesen, sich nicht als Pantoffelheld zu fühlen, die Frau stets nachgiebig, gefällig, sich ganz seinen Wünschen unterordnend zu finden. Nun aber tauchten ihm im tiefsten Innern seiner Seele Zweifel an dieser seiner Herrscherherrlichkeit auf. Bei jedem geschäftlichen Unternehmen, um was es sich auch handelte, immer trat ihm der alte Kerl, der Gabriel, mit seiner ruhigen Sicherheit in den Weg:

„Herr, unser' Frau hat das anders gemacht, — meinen Sie nicht, so oder so wird's besser" —

Und Ofen kam zur Erkenntniß, daß er eigentlich nur im Auftrage seiner Frau gehandelt, ohne es je zu bemerken. Er erinnerte sich, wie fein, wie klug sie ihm zu antworten wußte, besprachen sie Geschäftliches; wie sie ihm stets recht gab und nur hier und dort ein „oder" einschaltete, daß es ausfah, als ginge der Vorschlag nicht von ihr aus, sondern von ihm.

„Und er hat ihr's trefflich abgeguckt, der alte Fuchs," murmelte Ofen vor sich hin.

Er wurde jetzt außerordentlich geachtet im Städtchen und hielt sich viel dort auf. So lange seine Frau lebte, hatte ihre Gegenwart ihn oft dort gestört, nun aber wartete er unsonst auf das Vergnügen, das er früher in dem gewohnten Kreise zu finden pflegte. Er fragte sich: woran liegt's, denn meine Frau war doch nicht diejenige, welche die Unterhaltung in Fluß brachte; ist die Gesellschaft plötzlich eine andere geworden, oder ist mit mir eine Veränderung vor sich gegangen?

Er raffte sich auf und warf sich in's Zeug, wurde witzig, boshaft, brillant.

„Dieser Ofen," hieß es um ihn her, „ein köstlicher Mensch, — man stirbt vor Lachen, — er ist wieder wundervoll!"

Aber da geschah's, daß er plötzlich einen leeren Stuhl vor sich austauschen sah, und es fuhr ihm durch die Seele:

„Du sollst wissen, daß Jemand da ist, der Deine Reden nicht gut heißt."

„Ich werde noch krank an diesen stets wiederkehrenden Gemüthsbewegungen," sagte sich Ofen, und blieb den nächsten Abend zu Hause.

Hier ging Alles seinen ruhigen klaren, geordneten Weg; Sabine erzog die Kinder mit Liebe und Geduld, und man hörte den ganzen Tag: So hat's die Mutter gewollt, — so war's der Mutter recht! —

Ofen war der jungen Verwandten seiner Frau durchaus zugethan und hätte sich manchmal gern in eine kürzere Unterhaltung mit ihr eingelassen, aber kaum daß er einmal eine gut gemeinte Bemerkung über einen Hausgenossen oder sonstigen Menschen zum Besten gab, gleich kranfte sich des Mädchens Stirne, und sie brach auf irgend eine Weise das Gespräch ab. „Warum in aller Welt wirst Du so tiefsinnig," meinte er eines Tages, „wenn es mir Vergnügen macht, den alten Gabriel einen Fuchs zu nennen?"

„Deine Frau hat ihn sehr lieb gehabt," gab sie zur Antwort, „und dann, weißt Du, denke ich darüber nach, welche Benennung für das nächste Mal mir aufgepart bleibt" —

„Bei uns sitzt nun einmal die langweilige Ernsthaftigkeit in den Wänden," brummte Ofen und kürzte die Stunden des Daheimseins wieder ab. Wer brauchte ihn denn? — Es geschah ja doch Alles nach dem Willen der Frau, — ja, wurde er nicht von ihrem Schatten gepeinigt und verfolgt, daß er nicht mehr wußte, wo mit sich selber bleiben? Oft in der Nacht nahm er sich vor: ich jage das ganze Gesinde zum Teufel, — bin ich nicht der Herr, und steh' ich etwa unter Curatel, daß sie mir auf Tritt und Schritt aufpassen: so muß es sein, und so und so —

Aber wenn dann der Morgen kam, und er die Leute in ihrer Vortrefflichkeit, in ihrem Eifer, es recht zu machen, sah, da fehlte ihm plötzlich der Muth zu handeln, und also blieb ihm nichts übrig, als zu toben und zu schelten, aber den ernsten Geist in seinem Hause vermochte er nicht zu bannen.

Ich muß wieder heirathen, sagte er sich, eine junge heitere Frau wird der Wirthschaft ein Ende machen —

Wenn er nun zu Tische saß, sah er im Geiste alle Tage ein neues Gesicht auf dem Platze seiner Frau; alle Schönen des Städtchens wurden so durchgenommen, allein bald war die Eine zu besiffen, ihm zu gefallen, die Andere zu laut und selbstbewußt, an der Dritten genirte ihn dies, an der Vierten das. Er mußte dann plötzlich zu Sabine hinüberschauen, die keine von all diesen unliebsamen Eigenschaften besaß, ja, er ertappte

sich, mehr und mehr in dem Wesen des Mädchens den jetzt erst erkannten Zauber der Gattin zu entdecken.

Eines Tages, — er saß schon bei Tische, die Kinder fehlten noch, Sabine tauchte eben den Löffel in die Suppenschüssel, — überkam ihn, er wußte selbst nicht, was für ein Gefühl, und er sagte plötzlich:

„Möchtest Du Dich nicht auf den Platz meiner Frau setzen, Sabine, Du siehst ihr so ähnlich, und das thut mir wohl —"

„Du hast sie also nicht vergessen," rief das Mädchen mit einem Blicke der innigsten Freude.

„Nun," sagte er ärgerlich, „wenn ich auch nicht, wie es hier im Hause geschieht, den ganzen Tag von ihr rede, vielleicht denk' ich um so mehr an sie —"

Da streckte ihm Sabine beide Hände über den Tisch entgegen:

„Ich muß Dich um Verzeihung bitten, Vetter, ich habe Dich verkannt, — wie recht hatte doch wieder Deine Frau! Als ich einmal bei ihr über Deine lockere Zunge klagte, meinte sie: laß Dich dadurch nicht irren machen, er ist gut, nur ein Glückskind, mit Allem überschüttet, was die Menschen angenehm machen kann; solche Naturen brauchen ein wenig länger, um sich auf sich selbst zu besinnen, als wir Schattenpflanzen, die in Bewunderung und Schmeichelei nicht trunken gemacht."

Ofen ging plötzlich auf Keijen; Sabinens einfache Würde, die so sehr gegen das Benehmen der heirathslustigen Töchter des Städtchens abstach, drohte ihm zu imponiren, und er fühlte, daß wenn er der sich immer deutlicher regenden inneren Stimme nachgab, dieses Mädchen zu wählen, er etwas oder sehr viel von seinem eigenen Wesen aufgeben mußte. Er aber wollte leben, leben und leben lassen; zu diesem Zwecke reiste er wie befehlen umher, immerfort den Gegenstand suchend, der ihn so gefangen nehmen sollte, daß ihm das Denken verginge. Er glaubte ihn auch eines Tages entdeckt zu haben in der Gestalt eines wunderhübschen Mädchens, das sehr jung war und durchdrungen von der Ansicht, das Leben taue wenig, wenn nicht alle Tage ein Vergnügen in Aussicht stand. Jedoch, — so oft er sich auch vornahm, das bindende Wort wollte ihm nicht über die Lippen inmitten des ewigen Lachens und Zagens, und er merkte plötzlich, daß es ihm ging, wie dem alten Gabriel, und auch er's zu tief im Herzen trug, wie die Selige war und geredet hatte.

Mit der Erklärung, er sehne sich nach seinen Kindern, reiste er heim, und der Voratz, sich mehr ihrer Erziehung anzunehmen, reiste unterwegs in ihm.

Nun saß er mit seinen kleinen Mädchen zusammen, und es freute ihn, daß die Älteste so ganz auf ihn herauskam, und er verwöhnte sie nach Herzenslust. Aber da trat ihm Sabine entgegen: „Du thust dem Kinde ein Leid, wenn Du seinen Egoismus unterstützest; die Kleine ist ein viel werthvolleres Geschöpfchen, so unansehnlich sie ist, — hast Du das noch nicht bemerkt? — Du mußt ein wenig aufpassen Vetter."

Sie untersteht sich, mich mit zu erziehen, dachte Ofen, und als Frau thäte sie's erst recht, — eine lustige Ehe gäbe das nicht, — sie würde ungefähr auf die vorige herauskommen, — aber für die Kinder wär's ein Segen, — und darf eigentlich ein Mann an sich denken, wenn er Kinder hat —?

Er durchmaß unentschlossen die Stube und trat endlich pfeifend unter's Fenster, als er die Kleine zur Thüre herein kommen sah. Sie eilte zum Nähtische der Mutter; dort stand noch das kleine Körbchen, in welchem sie ihren Wollknäuel liegen hatte, und das Kind drückte einen Kuß auf dasselbe und blieb dann in Gedanken verloren vor dem Tische sitzen.

Da fiel ihm die letzte Binde von den Augen. Dieses Weib ist nicht todt, fuhr's ihm durch den Sinn, es lebt in jedem Winkel des Hauses, in jedem Gebrauche, jeder That, — so lange meine Leute athmen, ihre Worte wiederholen und also die Liebe in den Herzen der Kinder nähren. Diese Kleine wird alt sein und vielleicht noch die Hand der Mutter sehen, welche das Anauflörbchen, das sie eben gelüßt, umspannen; sie wird ihre Kinder in demselben Geiste der Milde, Liebe und Güte erziehen, den ihr die eigene Mutter vermacht, und also wird sie leben in's Unabsehbare, — wenn aber ich sterbe, so bin ich wirklich todt, — denn was habe ich gethan, was für Worte gesprochen, um mir das Andenken guter Menschen zu sichern?"

Und Ofen sprach, die Augen wie gebannt in's Leere richtend:

„So herrsche denn auch über mich, Du ernster Geist meines Hauses, auf daß ich gleich Dir unsterblich werde!" —

Radrennen verboten.

### Ballfieber.

Blauderei von A. No. 1.

**B**ald gibt eine Art von Fieber, von dem medicanische Lehrbücher und Wochenchriften nichts berichten, welches selbst die berühmtesten Kliniker in ihre gelehrten Abhandlungen mit einzuziehen vergaßen, und von welchem doch zu einer bestimmten Zeit des Jahres eine sehr, sehr beträchtliche Anzahl meist weiblicher Exemplare des genus homo befallen werden, das Ballfieber nämlich, eine Art des Lampenfiebers, aber ungleich verbreiteter, denn während jenes sich gewöhnlich mit den Neulingen der ausübenden Künste begnügt, sucht sich das Ballfieber, nach den Angaben erfahrener Statistiker, seine Opfer in allen Mädchenstuben des Erdenrundes.

Das Ballfieber ist in höchstem Grade ansteckend und tritt daher stets epidemisch auf. Der Ausbruch desselben findet etwa um die Jahreswende statt, manchmal sogar noch ein wenig früher. Ohne Zweifel liegt demselben ein noch nicht genügend erforschter Vaccillus zu Grunde, von dem man vorläufig nur weiß, daß seine Hauptträger Modebilder, Einladungskarten und Straußische Walzer sind. In seinen ersten Anfängen ist das Fieber gelinde, denn die Incubationsfrist des Tanz-Vaccillus ist eine ziemlich lange. In diesem Stadium belästigt es seine Opfer wenig. Es hebt mit wohlgefälligem Betrachten der neuen, der Jahreszeit ein wenig voreilenden Modekupfer, welche dem Auge lustige Toiletten-Gebilde in reiz-

zu Hause nicht mehr gehener. Er flüchtet sich ganz besonders schnell in sein Bureau. Die kommende Niederlage sieht er ja voraus, „das Verhängte muß geschehen, das Gefürchtete sich nahen“, aber aufhalten will er es, so lange er kann.

Die ganze Welt scheint sich übrigens gegen ihn verschworen zu haben. Ueberall Ball-Ankündigungen und Ballgespräche. Hier verkauft man Corillon-Orden, dort leiht man Masken aus. Der Ball-Reporter tritt in seine Rechte und schildert wahre Meerwunder von Patronessen-Toiletten. Die Seufzer und Anspielungen verdichten sich, das Ballfieber steigt.

Das Verhängniß naht endlich in Gestalt von Einladungen, wenn es hoch kommt, sogar von Ehrenkarten. Zwei Comité-Mitglieder erscheinen, für das Töchterlein Himmelsboten, in Frack und Hefensgeschüttener Weste. Jetzt ist die Frage acut geworden, und das Ballfieber auch. Die vereinigte Majorität der Damen wagt einen Sturm auf den in die Enge getriebenen Hausvater. Selbstverständlich unterliegt derselbe.

Dem bis jetzt unterdrückten Ballfieber wird nun reichliche Nahrung zugeführt. Es ist einmal ausgebrochen und muß auch austoben. Beratungen mit der Schneiderin, dem Schuster, der Friseurin und anderen hochwichtigen Persönlichkeiten folgen und füllen die Zeit bis zum Ballabend aus, wo das Fieber seinen Höhepunkt erreicht. Es herrscht dann ein wahres Kanonenfieber, begleitet von düsteren Ahnungen. Hausvaterlein befürchtet erstens, daß die Schneiderin das Kleid nicht bringen werde, denn dieselbe läßt sich durch die flehendsten Beshwörungen und durch die vorsichtig verfrähten Angaben über den Ballabend nicht beirren und ist in ihrer kaltblütigen Abgehärtetheit nicht zu bewegen, das Kleid eine Minute früher zu liefern, als im letzten Augenblick. So lange sie nicht da

Man hat die pompöse Tanzordnung in Empfang genommen, von der man natürlich nie weiß, was sie vorstellt, und während man sich von dem Comité-Mitglied in den Saal führen läßt, bemüht man sich, meist erfolglos, so auszuweichen, als ob man alle Tage auf den Ball ginge und Einen die Sache ungeheuer fast ließe. Eigentlich aber fühlt man ein starkes Unbehagen über das nicht hinwegzuleugnende Novizenhum. Hier wie immer möchte die grüne Jugend Alles dahingeben für ein Gran Erfahrung, die doch den schimmernden Fräheis so erbarmungslos verwischt! Nun sitzt man an der Seite der Mama mit ängstlich klopfendem Herzen auf den Sammet-Kanteunis der Estrade. Warten! Warten jetzt mit der zudenden Ungeduld in den Füßen! Stillstehen und warten, welche Tortur! Die hin- und herschießenden Comité-Mitglieder, welche Ball-Neutruen herbeischleppen und vor eine Dame hinstopfen, um dann wieder pfeilschnell hinauszustürzen, das Kommen und Pfaffuchen der Ballgäste, das Klüffern und Rannen, die gegenseitige kritische Musterung, — Alles dies stellt die Nerven auf eine harte Probe. Mama und Papa sitzen verhältnismäßig ruhig da, aber das Töchterchen fiebert wirklich. Alle bösen Ahnungen scheinen wahr werden zu wollen. Kein Tänzer naht, um seinen holden Namen in ihr Büchlein, das sie endlich an der Tanzordnung entdeckt hat, einzuschreiben. Kein Bekannter will sich zeigen, und Hausvaterlein fängt an, Gewissensbisse zu empfinden. Warum hat sie den guten X. stets so schlecht behandelt, warum läßt sie immer davon, wenn Herr Y. seine langweiligen Tiraden abhaspelt, warum ist sie so schnippisch gegen die Cousins und so gleichgültig gegen die Hausfreunde? Dafür bleiben sie jetzt aus. Ja, „jede Schuld rächt sich auf Erden!“ Mama hat auch einen so elenden Platz gewählt! Da kann Einen Niemand finden, da muß man



Erprinze Friedrich von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Marie von Baden. — Siehe Seite 55.

voller Abwechslung vorführen, an. Draußen heulen die Winterstürme, und sieht man daher, wie beim Anschauen der leichtbekleideten Mode-Figuren ein Schauer durch die Glieder des hoffnungsvollen Badfisches läuft, so möchte man denselben leicht für ein phantasievolles Frösteln halten. Aber irre dich nur nicht, aufmerksamer Beobachter, es ist ein Schauer des Entzückens! Stundenlang können sich die von der Anstiedung Ergriffenen mit dem Ausdenken der Toiletten beschäftigen, die sie machen wollten, wenn sie auf den Ball gehen würden. Allein Alles ist noch Hypothese, vage Hoffnung, Chimäre! Schon kreist zwar das Blut lebhafter in den Adern, und ein unversehens zu Gehör dringender Dreiviertelact verursacht ein sonderbares Brideln in den Füßen, aber man hat noch keine sichere Vorstellung davon, wohin das Alles führen soll. Aus dem Chaos der Möglichkeiten hat sich der feste Kern einer bestimmten Absicht noch nicht herauskristallisiert. Und wenn man sich auch mit unzähligen Gleichgesinnten vor den in den Schaustäfen so verführerisch lockenden Gaze- und Tüllwolken, den Gold- und Silberstickereien drängt und sich ganz genau darüber belehrt, welche Blumenkrochener heuer berufen ist, an dem Busen der jungen Mädchenknospen zu prangen, so gesteht man sich doch noch keine persönlichen Absichten auf diese Modewunder und keine Attentats-Gelüste auf Papas ängstlich gehütete Börse zu. Aber die Zeit schreitet vor. Die Erde dreht sich fleißig um ihre Achse, und allerorten beginnt man, es ihr nachzutun. Es tanzen Juristen und Touristen, Telegraphisten und Telephonisten, es tanzt die Medicin und die Pharmacie, die Technik und die Agricultur, es tanzen die Casinos und die Clubs, es tanzen die Wäscherinnen und die Postboten, die Fiaker und die Aussdiener, es tanzen die Holzknecchte und die Almbirnen, es tanzt das „fernst, tiefste Thal“, es tanzen die hohen und höchsten „Spitzen“ die ganze Erde scheint vom Ballfieber ergriffen.

Man hört, daß Emilie schon drei Kränzchen mitmachte, Anna gesteht einen großen Ball und zwei Kostüm-Kränzchen zu, Elsa steckt über Hals und Kopf im Kleiderproben, und Frieda hofft auf fünf Hausbälle. Töchterchens inneres Unbehagen steigt. Das ist das zweite Stadium. Es äußert sich in Seufzern und Anspielungen. Vor der Hand drehen sich mindestens die Gedanken um den Ball. Papa findet es

ist, ergeht sich Hausvaterlein in den schlimmsten Befürchtungen: dieselben gelten auch der Friseurin, welche wahrscheinlich erst gegen Morgengrauen erscheinen wird. Endlich sind diese hilfsreichen Genien der Verschönerungskunst da. Die Friseurin verbrennt der Ballnovize zwar ein wenig die Stirnhaut, und die Schneiderin schnürt sie, um das Kleid zuzubekommen, so fest, wie die böse Stiefmutter Schneewittchen schnürte, aber was erträgt man nicht Alles an einem Ballabend! Obwohl in nervöser, ungeduldiger Laune, aber man erträgt es, ebenso wie die zu engen Schuhe! Wie träge die Zeit dahinschleicht, wie langsam die Zukunft Gegenwart wird! Und Papa kommt nicht. Er ist im Stande, die ganze Geschichte zu vergessen und ganz gemächlich am Stammtische die ältesten Geschichten und Anekdoten anzuhören, während man daheim mit fieberhafter Spannung seiner wartet. Das Ballfieber hat jetzt den kritischen Höhepunkt erreicht. Es ist zusammengesetzt aus der noch ungestillten Tanzwuth, welche den Füßen zappelnde Bewegungen mittheilt, aus Hoffnung und Erwartung, aus stolzem Vorgefühl von Triumph und jener Vangigkeit, welche den Menschen knapp vor freudigen Ereignissen besällt. Zwischen Lipp- und Ketschstrand! Die Phantasie zermartert sich, um die Hindernisse ausfindig zu machen, die sich noch zwischen Hoffnung und Genuß eindrängen können.

Endlich ist Papa auch da und wird mit vereinten Kräften ballfähig gemacht. Man zupft ihm die Cravate zurecht und knüpft ihm die Handschuhe zu, aber das Erwartungsieber läßt nicht nach. Man fürchtet immer noch etwas. Wie schnecken-gleich der Wagen kriecht, nicht fährt! Gott weiß, ob der Knischer nicht die Adresse mißverstanden hat und Einen an diesem finsternen Winterabend etwa an das Ende der Welt fährt! Ehe man vor dem hell erleuchteten Ballgebäude anlangt, steigt das Fieber noch um einige Grade. Auch andere Befürchtungen steigen auf. Ob man in dem engen Wagen das leichte Ballkleid nicht zu sehr zermittelt hat, ob man schön genug ist, ob sich die Bekannten vollständig einfinden werden, ob man nicht etwa, — oh Schrecken! — sitzen bleiben wird! Deshalb ist auch das Ballfieber mit dem Eintritt in den Saal noch lange nicht gehoben, ja, fast könnte man sagen, daß es jetzt erst recht beginnt. Es nimmt zum Mindesten eine neue Gestalt an.

sitzen bleiben. Ach jetzt! Jetzt stürzt ein Comité-Mitglied auf sie zu, einen hübschen Offizier im Schlepptau. Wie ihr das Herz klopfst! Aber wie? Er kommt nicht zu ihr? Der rothen Hopfenstange in dem grasgrünen Kleide stellt er den Offizier vor? Entsetzlich! Sie wird sitzen bleiben! Jetzt weiß sie es gewiß. Nun ja, wenn man Niemanden vom Comité kennt! Rechts und links vorbeugen sich die Herren mit ernsthaften Mienen, überall werden Tanzordnungen dargereicht, Namen eingeschrieben und hierauf die Tanzordnungen mit einer Verbeugung zurückgegeben. Nur die ihrige bleibt leer. Die Bitterkeit der Sühengebliebenen erfüllt das siebzehnjährige Herz. Oh, das ist ein böses Moment des Ballfiebers. Unsere kleine Freundin beginnt über die Zurücksetzung des Weibes zu murren. Entschieden sollte das „Engagiren“ den Damen überlassen bleiben. Die Russin fängt schon an! Sie bleibt wahrhaftig sitzen! Sogar Papa und Mama sind schon ängstlich geworden. Da erscheint der oft gehänselte Vetter Fritz am fernem Horizont, diesmal als rettender Engel begrüßt. Er hat sie ja einladen lassen. Er ist verpflichtet, ihr Tänzer zu verschaffen. Aber wo sieht er denn hin? Er sucht sie offenbar, aber in angeborenem Verstandesmangel überall dort, wo sie nicht ist. Töchterchen steht Höllenqualen aus, weil Fritz gar nicht in die richtige Ecke blicken will. So muß einem Robinson Crusoe auf seiner einsamen Insel im Weltmeere zu Muthe sein, wenn das vorübersegelnde Schiff seine Signale nicht bemerkt. Signale geben! Wenn sie das nur dürfte! Aber so muß sie warten, wieder warten, bis er sie endlich gewahrt. Gott sei Dank! Er stürzt auf sie zu, — zwei Freiwillige folgen seinen Spuren, natürlich „erwählend!“ Endlich kann die Fiebernde ihre Tanzordnung darreichen. Oh, Fritz ist doch kein so übler Junge! Er entfährt sie gleich zur Polonaise und erklärt ihr weitläufig, warum er so spät gekommen, aber sie vernimmt kein Wort davon, sie ist so selig, vom Alp des Sühengebliebenen befreit zu sein, und der gute Fritz verspricht ihr noch ein ganzes Schock famozer Tänzer. Dafür ist sie aber auch lebenswürdig mit ihm! Dergleichen hat er noch nicht erlebt! Und nach dem Tanze unternimmt er auch wirklich einen Raubzug und schleppt einen Tänzer nach dem anderen herbei. Er murmelt etwas, was das Cousinchen nicht versteht. Verbeugung. „Darf ich bitten?“ Die Tanzkarte wird dargereicht, der Herr schreibt etwas



ein, was man nicht lesen kann, notirt sich das auf der Tanzbörse eingegangene Engagement in sein Büchlein und macht eine zweite Verbeugung. Er verwickelt sich in die eine, die zweite Stelle ein. Die Tanzkarte ist voll. Der zweite Tanz beginnt. Das Töchterlein schwebt am Arme eines Befrachten davon. Das Ballfieber wüthet sich jetzt aus, die Heilung ist nah. Die Patientin tanzt jeden Tanz bis zum letzten Geigenstrich, nicht nur mit dem legitimen Tänzer, sondern immer noch mit zwei bis drei Nebentänzern obendrein. Sie wirbelt im höchsten Entzücken umher. Sie unterhält sich köstlich, denn sie geht von einer Hand in die andere, und die ungeduldigen Fäße können sich endlich ansetzen. Die Pause, die ihr ganz überflüssig vorkommt, fällt das Souper leidlich aus. Dann beginnt es von Neuem. Civil oder Soldateska, Alle tanzen ausgezeichnet, der Corillon ist himmlisch. Gegen Morgen sieht Rama sehr müde aus. Papa schläft wahrscheinlich im Speisezimmer, aber das Töchterlein wappnet sich gegen alle Gewissensbisse mit der Selbstsucht der Jugend. Das Ballfieber ist noch nicht ganz weggetanzt. Kurz, man hört erst auf, wenn die Musikanten ihre grünen Hülsen über die Instrumente ziehen und die Gasflammen ausgelöscht werden. Die Kur ist jetzt beendet, aber Rücksälle sind nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sogar sehr wahrscheinlich.

Nur für diesmal ist der Rest — Rahejammert!

Nachdruck verboten.

Laura.

Blüthe von Hans Wachenhusen.

Wie schnell doch eine Wolke den schönsten, blauen Himmel trüben kann! Rina Ebert, die hübsche, blonde junge Frau, — sie ist erst seit Kurzem verheirathet, — hat sich mit ihrem Gatten von Berlin nach Potsdam zur Sommerfrische zurückgezogen. Er ist einer der renomirten jungen Genre-Maler, sie die Tochter eines schlesischen Großgrundbesizers, der sein Land verkauft hat und in Berlin von seinen Renten lebt.

Sie sind sehr glücklich mit einander und könnten es noch mehr sein, wenn sie das Eheleben schon besser verstanden hätten. Frey muß nämlich sehr flott gelebt haben, so meint sie, ehe sie sich Beide kennen gelernt. Sie hat so mancherlei Anzeichen davon gewahrt, so manche halbe Worte seiner Fremde ganz zu verstehen geglaubt oder sich dieselben zusammen gereimt. Er hat ja mitten in der Welt gelebt, während sie auf dem Gute erzogen worden ist und dann zwei Jahre in einer schauerhaft langweiligen, von zwei Lederharten alten Jungfern geleiteten Pension verbracht hat.

Er kennt also eine Menge Menschen aus seinem Künstler- und Gesellschaftsleben, mit denen er sich begrüßt, wenn sie an seinem Arme hängt, und das war ja schließlich in der Ordnung; aber die Damen unter diesen, namentlich die jungen, — sie erdöthete und erblaßte jedes Mal, wenn sie mit solchen zusammentrafen und er, ein heiteres Temperament, mit ihnen so vertraulich that!

Sie hatte sie Alle in Verdacht, daß sie ihren Frey gern gehabt, auch ihn, daß er vielleicht, ehe er sie kennen gelernt... Mein Gott, es war ja Alles möglich! Die Mädchen sind Alle heirathslustig, und wenn Frey selbst ohne alle Absicht... Kurz, der Verdacht kam ihr jedesmal gegen ihren eigenen Willen, und so hatte es denn schon verschiedene kleine Scenen zwischen ihnen gegeben, die sie selbst hinterdrein bereute, aber doch bei der nächsten Gelegenheit wieder aufführte, bis Frey, um ihr zu zeigen, wie gern er nur ihr allein gehöre, diesen Sommeraufenthalt vorgezogen.

Er hatte sich als Nothbehelf ein Zimmer zum Garten hinaus, nach der Nordseite, als Atelier eingerichtet, angelegt gern, war nicht allzu fleißig, denn Rina's Vater hatte ihm als Mitgift eine ganz hübsche Summe in guten Werthpapieren bestimmt, und beschäftigt sich neubei mit dem Gedanken, eine schon ausgesuchte kleine Villa im Westend zu erwerben, was auch ihr Lieblingsgedanke war.

Während nun die junge Frau hier draußen Morgens einige übliche Stunden zur Toilette gebrauchte, pflegte er mit Angel und Skizzen-Buch hinaus zu gehen; lehnte er zurück, so empfing sie ihn zum Frühstück mit offenen Armen, und so ging denn Alles gut, bis eines Morgens, als Frey länger als sonst ausblieb, eine Depesche von Berlin eintraf, in der sie eine wichtige, vielleicht beunruhigende Nachricht von den Eltern vernahm. Depeschen erschienen ihr immer nur als Unglücksboten, denn wenn die Leute etwas Angenehmes mitzuthellen hatten, ließen sie sich Zeit dazu.

Rina hatte den Depescenträger im Garten empfangen, in welchem das Frühstück bereits wartete. Sie öffnete das Telegramm mit unruhiger Hand und überlegte dabei schon, wann der nächste Zug nach Berlin gehe. Aber groß und starr hasteten ihre dunkelblauen Augen auf dem Papier, denn was sie las, revolvirte ihre ganze Seele und erfüllte dieselbe wieder mit schwarzem Verdachte.

Sie las und las wieder. Namentlich auf einem Namen in den zwei Zeilen hasteten ihre Augen mit Erschrecken, denn da stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Behalte lieb Deine Laura. Komme 12 U.“

„Deine... Laura!“... Da stand es ganz deutlich! Das schreckliche Wort war sogar so groß geschrieben, als wolle es absichtlich in die Augen fallen! Und... behalte lieb!... Also Eine von früher, die da fürchtete, daß sie, seine rechtmäßige Frau, ihn ihr abtrünnig machen könne!

Welch eine furchtbare Entdeckung! Und sie wagte es, hierher zu ihm zu kommen! Sie wußten Beide sicher, wo sie sich treffen wollten; sie mußten also schon andere Rendezvous hier gehabt haben! Und um 12 Uhr kam ja ein Zug von Berlin hier im Bahnhof an!

Ihr ganzes Lebensglück brach rettungslos vor ihren Augen zusammen. Sie sah starr, die Hände im Schoße in einander geschlungen. Ihr Herz wagte kaum zu schlagen, ihr Athem stockte; ihr Blut stand still in den Adern, in ihren Schläfen kausste es. Keiner Thräne war sie fähig in ihrer Empörung, — o, es war zu arg!

Das hatte sie jetzt davon, daß sie der Warnung kluger Leute nicht gefolgt, die ihr gesagt hatten: nur keinen Künstler heirathen! Diese Männer sind von den Frauen zu sehr verwöhnt und können sich nachher mit der Liebe einer einzigen nicht begnügen! Sie haben auch eine Ausrede dafür, indem sie sich hinter der Kunst verstecken, vorgeben, als bewunderten sie Andere nur in künstlerischem Interesse... O, das hatte

sie davon, und wie berechtigt war ihr instinctives Mißtrauen immer gewesen!

Und jetzt endlich erst, als dieses unselige Stück Papier noch immer vor ihr lag und die Schatten der Blätter der von der Sonne beleuchteten Laube, vom Winde bewegt, auf demselben hüpfen, als verhöhnten sie ein armes betrogenes Weib, jetzt erst rang sich die erste Thräne aus ihren Wimpern los.

Aber sie zerprekte die anderen. Sie sprang auf, zitternd an allen Gliedern, und rang auch die Hände. Sie stand da, während er... Die Stuhlkuppl im Zimmer schlug laut durch das geöffnete Fenster; sie zählte bebend, mit verhaltenem Athem die Schläge... Sie hörte aus der Ferne den Pfiff der Locomotive und laut machlos wieder zusammen.

Zwölf Uhr! Sie kam toben an! Er empfing sie eben unten im Bahnhof; oder sie warf sich in diesem Augenblicke in eine Droschke, um zu dem Rendezvous-Platz zu fahren! Sie aber kam zu spät, wenn sie selbst auf Klügeln zur Bahn eilte... Ein unglückliches betrogenes Weib!

Wiederum sprang sie auf. Das Frühstück stand unberührt. Sie eilte in's Zimmer, warf sich auf das Sopha und weinte heiße Thränen. Mit dem nächsten Zuge wollte sie nach Berlin zu den Eltern. Das war das Einzige, was ihr vorschwebte, und dann Trennung, ewige Trennung!

Eine Stunde verstrich. Er kam nicht, und das bestätigte seinen Treubruch. Sie erlitt Folterqualen. Um sich zu beschäftigen, packte sie im Schlafgemache die unentbehrlichsten Gegenstände in den kleinen Reisekoffer. Unfehlbar sollte der nächste Zug sie davon tragen; sie wollte ihm nur die Depesche verpackt zurücklassen. Die sollte ihm Alles sagen. Aber zwei Stunden mußte sie bis dahin noch hier verbringen, und wenn er inzwischen kam, mit lächelnder, heuchlerischer Miene wie immer...!

Hut und Reisetasche lagen bereit. Rina, gefaßt, gewappnet durch die festesten Entschlüsse, wollte eben die Depesche verpacken, da vernahm sie Schritte auf dem Kies im Garten. Ein Jittern überfiel sie, denn er trat ein mit einem empörenden, lachenden Gesicht, als sei nichts geschehen. Er eilte auf sie zu, während sie mit leichenblaffen Zügen vor ihm zurückwich.

„Denk' Dir nur, Herz, was mir passiert ist!“ rief er, nicht auf sie, sondern auf seine Kleidung blickend. „Ich sitze da am Wasser auf einem Stege, um beim Angeln eine reizende Schwannengruppe zu skizziren, da bricht das schwandende Brett unter mir zusammen und ich falle bis an die Hüften in's Wasser! Durch die Stadt konnte ich so nicht gehen, ich trat also in ein Wirthshaus, um da meine Kleider zu trocknen. Mein Skizzenbuch ist natürlich ein Raub der Wellen!... Aber was hast Du denn?“ unterbrach er sich, mit Erstaunen ihre Miene und Haltung gewährend.

Rina hatte inzwischen Muth und Fassung gewonnen. „D nichts!“ lachte sie krampfhaft. „Ich denke nur an den Schwannenhals, an dem Du gehangen, während das Bot, in dem Du mit Deiner Laura gendeltest, wahrscheinlich umgeschlagen ist!... So etwas passiert ja! Hahaha!“

Frey starrte sie an. „Schwannenhals... Laura?“ rief er mit halb offenem Munde. „Und dieses Gesicht, das Du mir zeigst? Ich verstehe Dich nicht; sei deutlicher, wenn ich bitten darf!“

Rina trat entschlossen zum Tische, reichte ihm abgewandt die Depesche und griff dann nach Hut und Reisetasche. Frey legte die Hand auf ihren Arm und wehrte ihr.

„Erlaube mir,“ rief er unwillig, „Du bist mir absolut unverständlich!“ Darnach erst las er das Telegramm. Er schüttelte den Kopf, drehte das Papier herum und betrachtete aufmerksam die Adresse.

„Was soll das? Jemand ein schlechter Wig! Aber dafür ist er zu dumm; es fehlt auch jede Veranlassung!“ Wieder drehte er das Papier herum. Da trat abermals der Telegraphen Bot mit einer Depesche durch den Garten herein und in grimmigter Stimmung nahm Frey ihm dieselbe ab.

Nun seiner Frau zu beweisen, daß er vor ihr keine Geheimnisse habe, las er laut: „Wegen Laura“... Er unterbrach sich, und mit zusammengebißnen Zähnen starrte er das Papier an.

„Nun, so lies doch weiter! Es ist ja so hübsch!“ höhnte Rina, triumphirend in all ihrem Schmerz, und sich über seinen Arm biegend, las sie selbst ihm vor: „ist Deine Anwesenheit noch heute hier notwendig.“... „Sie wird sich wohl einen Schnupfen geholt haben bei der Wasserpartie!“ spottete sie. „Wir können ja zusammen reisen!“

Wieder griff sie zu Hut und Reisetasche. „Ja, das können wir!“ rief Frey außer sich. „Der Teufel soll mich holen, wenn mir je ein Frauenzimmer dieses Namens in die Nähe gekommen ist!“ Er zog wüthend seine Uhr. „Der Schnellzug kommt in zehn Minuten hier durch! Allons! Ich will wissen, was das soll!“

Beide verließen ohne ein Wort das Haus, Beide schen im Coupe, Beide redeten keine Silbe zu einander.

Als sie in Berlin eingetroffen, eilte Rina ihrem Manne voran, rief einem Droschkentreiber Straße und Nummer ihres Vaters zu und bestieg die Droschke.

„Du erlaubst!“ Auch er setzte den Fuß auf den Tritt. „Du wirst ja aber so schnüchig erwartet!“ spottete sie. Er antwortete nicht und fuhr gegen ihren Willen mit. Wieder kein Wort unterwegs. Sie blickte zu diesem, er zu jenem Fenster hinaus.

In der Behrenstraße sprang sie aus dem Wagen und eilte in's Haus, ihm die Droschke überlassend. Er zahlte dem Kutscher und schritt ihr nach. Was er eigentlich wollte, das wußte er nicht; aber Rina konnte ihn bei ihren Eltern anklagen, und er hatte beide Depeschen in der Tasche.

Langsam stieg er die Treppe hinauf. Sie war längst oben und hatte die Corridorhür hinter sich zugeschlagen. Er zog die Schelle; man öffnete ihm und als er in das Empfangszimmer trat, sah er seine Frau halb ohnmächtig an der Brust ihres Vaters liegen. Sie hatte noch nicht so viel Athem gefunden, um ihm ihr Glend zu klagen, und vorwurfsvoll fragend blickte ihn der alte Herr an.

„Was ist Rina geschehen?“ fragte er besorgt. „Ihr nichts, wohl aber mir!“ Frey antwortete unfreundlich. „Erläut' mir ich heute in's Wasser gefallen, und zweitens hab' ich diese beiden Depeschen bekommen, von denen die eine in ihre Hände gerathen! Lies selbst! Ich weiß von nichts!“

Der alte Herr blickte sehr gleichgültig die Depeschen an. „Nun ja doch! Recht, daß Du kommst!“ Er hatte einen Arm losgemacht und las ebenso gleichgiltig.

„Papa, es ist unerhör!“ jammerte Rina, zu sich kommend. „Ja, aber was denn? Hat er Dir etwas zu Beide gethan?“ „Laura!“ höhnte sie schauernd. Sie machte sich los aus

des Vaters Arm, wandte zum Sopha und barg weinend das Antlitz auf der Schlummerrolle.

Der Vater blickte erst sie, dann den Schwiegerjohn an. „Das ist aber doch kein Grund, so zu heulen! Sie ist am Abend allerdings noch schwächer geworden, und dies besüchtend, telegraphirte ich wieder an Frey!“

Rina raffte sich jetzt vom Sopha auf. „Schwächer!“ höhnte sie, des alten Herrn Arm erfassend. „Du kennst sie? Wer ist sie? O, Du weißt ja nicht, was“... Frey schaute ihn inzwischen gespannt fragend an. Er also hatte telegraphirt; aber was wollte er?

„Von Deinem Unglücke nachher!“ jagte der Vater, ihre Hand zurückschiebend. „Erst die Geschäfte!“ wandte er sich an Frey. „Ich habe heute Morgen den Kauf des Landhauses in Deinem Namen abgeschlossen und wollte den Kaufpreis aus meiner Kasse zahlen, anstatt von den für Dich zurückgelegten Industrie-Papieren zu verkaufen, für die man eine Hauffe erwartete. Deshalb“ — er hob die Depesche vor sich, — „telegraphirte ich Dir: behalte lieber Deine Laura, wie man die Actien des schlesischen Hüttenwerkes an der Börse nennt, nicht aber: behalte lieb Deine Laura, wie die Depesche einfältiger Weise verstimmt worden ist. Ich telegraphirte weiter: Kommen 12, nicht 12 U., wie hier steht. Da sie aber statt dessen gesunken sind und ich noch keinen eigenen Bankier am Plage habe, depeschirte ich, um Eure Willensmeinung zu hören!“

„Was weiß ich von den Papieren, die Du mir in Deinem eisernen Geldschrank verwahrt! Ich habe noch keins angesehen!... Und deshalb diese Scene, all den Aerger!“

Jetzt war Frey sich auf das Sopha, um die beleidigte Unschuld zu spielen, und wie er so da saß und der Vater in's andere Zimmer an den Geldschrank gegangen war, hörte Frey etwas rauhen zu seinen Füßen. Zwei Arme umklammerten seine Kniee, und zwei in Thränen lächelnde blaue Augen schauten bittend zu ihm auf.

„Frey,“ flüsterte Rina, „verzeih' mir! Du weißt ja nicht, wie ich gelitten!“

Als der alte Herr mit einem Badete zurückkehrte, sah er Beide schon wieder Arme in Arm sitzen.

„Ist das die hübsche Laura?“ rief ihm Frey entgegen, auf die Papiere deutend. „Weg mit ihr! Sie soll mir niemals vor Augen kommen!“... So etwas konnte mir aber auch nur in Potsdam passieren!“

Nachdruck verboten.

Die Italiener in ihrer Heimath.

Florenz, im März.

Esangen in Träumen, selbst ein Traum, kam ich nach Italien.“ So schreibt Heinrich Heine in den „Reisebildern“, und diese Worte mögen in gar manches Reisenden Brust ein Echo finden.

Ich will hier nicht von jenen Philistern sprechen, die gar nichts dabei zu empfinden vermögen, wenn sie den Boden Italiens zum ersten Male betreten. Dem Gebildeten jedoch ziehen bei seiner Ankunft dajelbst andere Gefühle in's Herz, als beim Besuche eines sonstigen, ihm unbekanntes Landes. Hundert begeisterte Schilderungen in Versen und Prosa hallen in ihm wieder, und hat er dann erst selbst die unwiderstehliche Anziehungskraft, den bestrickenden Zauber Italiens empfunden, so ist es wohl erklärlich, wenn der Heimgekehrte von Marmor-Palästen, von schönen Frauen und stattlichen Männern, vom Mondesglanze auf Spiegelglätzen Seen, von lauen Nächten mit flimmernden Leuchtkästern und Orangenduft zu schwärmen pflegt. Andererseits darf man sich aber auch nicht darüber wundern, daß die Eingeborenen des Landes den Gast oft mit einem gewissen spöttischen Kopfschütteln betrachten, fast, als hegen sie gelinde Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit, und daß er besonders für Leute aus den niederen Volkschichten oder solche, die dem Gastwirthsberufe angehören, einfach die Gans mit den goldenen Eiern bedeutet. Hiermit soll keineswegs gesagt sein, daß das italienische Volk Nichts von der großen Vergangenheit seines Landes wisse oder gegen dessen ewig junge Schönheit gleichgiltig sei. Nichts weniger als das; aber das Interesse der Kinder des Landes ist viel unmittelbarer und lebhafter dem heutigen Italien zugewendet, denn sie erst kürzlich die schwersten Opfer gebracht haben, für welches Ströme des edelsten Blutes geflossen sind. Und da kommen nun diese Fremdlinge daher, — Waldbewohner (Forestieri), wie sie um Leute „oltre monti“ noch heute nennen, — und obwohl Viele darunter sind, die durch Wort und That eine aufrichtige und lebhaft Theilnahme für die politische Wiedergeburt Italiens betundet haben, scheinen sie jetzt sammt und sonders keinen Deut nach dem Italiener selber zu fragen, der im Vollgefühl seiner jugendlichen Manneskraft stolz erhobenen Hauptes vor ihnen steht, der lebende Erbe einer langen Reihe edler Vorfahren. Dies bemerkt natürlich der Italiener, — was entginge wohl seinem pfeilschnellen Scharfblick? Doch weiß er sich das Wesen des Fremden nicht zu erklären. Achselzuckend wendet er sich ab und denkt: „Seltsame Leute, diese Forestieri!“ Er ist eben, obwohl er eine rege Fassungsgabe besitzt, nicht genügend über unsere Erziehung und die Richtung unseres geistigen Lebens aufgeklärt, um sich unsere Gefühle vorstellen zu können, und zu begreifen, daß Italien für uns ein Traum ist, daß Wenige, die es durchreisen, den Wunsch hegen, das gegenwärtige Italien kennen zu lernen, da sie ja nur von dessen fernab liegender Vergangenheit erfüllt sind. Bei der Menge von Sehenswürdigkeiten, welche das Land besitzt, reicht auch die dem reisenden Publikum durchschnittlich zu Gebote stehende Zeit kaum für alle diese aus, geschweige denn für irgend welche Beobachtungen der heutigen Welt und des modernen Lebens. Doch selbst nach einem längeren Aufenthalt pflegt der Fremde sich an den Interessen der Einheimischen wenig zu betheiligen, und hieran ist größtentheils die Exklusivität der italienischen Gesellschaft Schuld. Viele Fremde können Monate lang in Italien leben, ohne dajelbst gesellschaftliche Beziehungen anzuknüpfen. Der Grund hierfür ist ein zweiseitiger. Einerseits zeigen sich die von „jenen der Alpen“ kommenden Fremdlinge ebenfalls sehr exklusiv, und sodann halten sie es zumeist nicht der Mühe werth, sich mit der Sprache des Landes vertraut zu machen. Kaum im Stande, mit ihren Gastgebern mehr als die zum oberflächlichen Verkehr notwendigen Redensarten zu wechseln, sind sie in geselliger Beziehung den lebhaften Italienern nicht sonderlich bequem, denn Letztere lassen sich im Flusse ihrer sprudelnden, von Anekdoten und Scherzen belebten Unterhaltung nur ungern zu Erklärungen und Wiederholungen herbei.

Schließlich müssen wir noch einen merkwürdigen Umstand in Betracht ziehen. Obwohl in den kälteren Gegenden, nördlich von jenem mächtigen, natürlichen Grenzwalde, die Alpen genannt, viele gebildete Leute von Italien mit der höchsten Liebe und Bewunderung sprechen, tritt seltsamer Weise von diesem Gefühle wenig oder nichts bei den Nordländern zu Tage, welche inmitten der Italiener ihre Zelte aufgeschlagen haben. Ihnen, deren Zahl Legion ist, gilt Italien immer nur als Exil. Sie kümmern sich entweder gar nicht oder doch nur insofern um die Politik des Landes, als ihre Angelegenheiten durch dieselbe berührt werden; sie haben nicht den geringsten Sinn für die städtischen Interessen ihres Aufenthaltsortes; sie erzählen Einem mit der kaltblütigsten Sicherheit, so etwas, wie eine moderne italienische Literatur, existiere nicht; lebende Maler und Bildhauer, die auch nur des Erwähnens werth seien, habe Italien nicht aufzuweisen. Kurz, sie sind so unwissend über das in ihrer Umgebung pulsirende Leben, als befänden sie sich auf der anderen Seite des Erdballes. Und sie sind obenein noch verblendet genug, sich mit dieser Unwissenheit zu brüsten. Ist dies nicht ein völlig verkehrter Patriotismus und nur allzu sehr geeignet, die Nordländer in Verruf zu bringen, sie in den Augen der Italiener noch engherziger und selbstgefälliger erscheinen zu lassen, als sie es in Wirklichkeit sind? Der Fremde lebt im Auslande unter einer gewissen moralischen Verantwortung gegenüber seinem Vaterlande. Wird nun dieser verantwortlichen Stellung Seitens der Fremden in Italien nach besten Kräften genügt? Wir müssen es leider bezweifeln. Andererseits aber dürfen wir auch nicht in Abrede stellen, daß es ihnen oft nicht am besten Willen fehlen mag, und nur eine gewisse Schwerfälligkeit ihre guten Absichten vereitelt. Vor Allem ist ihnen nicht selten die den Italienern in so reichem Maße zu Gebote stehende Gabe der Phantasie verjagt; sie können sich nicht von manchen traditionellen, seit Generationen eingeprägten Vorurtheilen gegen die Italiener und Italien freimachen, — wohl verstanden gegen Italien und seine Menschen, im Gegensatz zu Italien, dem Lande der Kunst. Der nördliche Gast hält den Italiener stets für doppelzüngig, hinterlistig und von reuslicher Geschicklichkeit in der Kunst der Verstellung; lauterer Gefühle bar und nicht fähig, wahrhafte Tugend zu üben. Und wie verhält es sich in Wirklichkeit? Werfen wir einen Blick auf diejenigen Klassen von Italienern, mit welchen der Ausländer am meisten in Verkehr zu gerathen pflegt. Voraussetzungen müssen wir indessen, daß ein bedeutender Charakter-Unterschied zwischen den Bewohnern von Nord- und Mittel-Italien und den Süditalienern besteht, also zwischen dem Theile der Bevölkerung, der dem Druck der Fremdherrschaft mehr entrückt gewesen, und demjenigen, welcher ungleich schwerer unter dem Bourbonen-Joch zu leiden hatte. Ich beabsichtige, hier von den Nord- und Mittel-Italienern zu sprechen. Meines Erachtens würden übrigens Viele, die Italien besucht haben, falls man sie im Ernste fragte, wie ihnen die Leute des Landes gefallen haben, ehrlich bekennen müssen, daß für sie die dortigen Menschen nichts Anderes gewesen, als die Staffage einer schönen Landschaft, das zur Vervollständigung nothig belebende Element in einer künstlerischen Scenerie.

Die Reisenden im Lande Italien sind nur allzu sehr geneigt, die Menschen daselbst nach den geschäftlichen Vampyren zu beurtheilen, mit denen sie zumeist nur in Berührung kommen. — Hotel-Wirthe, Lohnkutscher, Fremdenführer o tutti quanti, — Berufsclassen, deren Vertreter überall in der Welt von gleichem Schlage sind. Nach diesen Leuten und allenfalls noch nach der traditionellen Figur des Italiener in Opern, — ein Libertin oder ein Baudui, — pflegen wir uns eine Idee von den Italienern zu bilden. Wie aber würde es uns gefallen, wenn die Ausländer uns nur nach den schlimmsten unserer Rasse beurtheilen wollten? Was mir nun, nachdem ich die besseren Klassen dieser Nation ein wenig studirt habe, an ihnen aufgefallen ist, und zwar als eine Haupteigenschaft, das ist eine schlichte, fast kindliche Outhergigkeit, das gerade Gegenteil von dem, was wir infolge irriger Auffassung des Werkes jenes großen Florentiners „Maachiavellismus“ nennen. Das erste Gefühl, welches der Italiener Einem entgegenbringt, ist das des Wohlwollens. Er kommt seinem neuen Bekannten auf mehr als halbem Wege entgegen und setzt bei diesem die gleiche freundliche Stimmung voraus. Ich spreche hier nicht von der Dauer dieses Gefühles. Wir haben bis zum Ueberdruße wiederholen hören, daß die Nordländer ernst, wahr und launig seien, die Südländer dahingegen heiter, flatterhaft und ungestüm, — eine Meinung, welche, wie die meisten solcher feststehenden Behauptungen, einen geringen Theil Wahrheit enthält, außerdem aber auf einer viel zu weit gehenden und daher unrichtigen Verallgemeinerung beruht. Für den Augenblick ist des Italienern Freundlichkeit uns gegenüber völlig ernst gemeint, und ob er sich unserer noch nach zwanzig Jahren erinnern mag oder nicht, ist wahrlich von keiner besonderen Wichtigkeit, im Vergleich mit dem angenehmen Gefühle, welches wir bei der ersten Begegnung seinem zuvorkommenden Wesen verdanken. Andererseits ist er keineswegs ein ungetreuer oder vergeßlicher Freund. Wir Nordländer sind nur zu ernsthaft. Ehe wir uns entschließen, einen Mitmenschen freundlich anzusehen oder ihm unsere Fingerspitzen hinzureichen, erwägen und überlegen wir im Geiste, ob wir ihn wohl als Freund für's Leben haben möchten. Und gelangen wir zu einer für ihn ungünstigen Entscheidung, so bleiben wir ihm fern. Nicht so der Italiener. Er sagt das Leben minder ernst und tragisch auf; er lebt mehr in den Tag hinein.

Ein Punkt, in welchem wir dem Italiener bitter Unrecht thun, ist sein Familienleben. Auch hierin stützt sich unser Urtheil gänzlich auf die durch die Bühne und Romanliteratur gewonnenen Eindrücke. Wir haben nicht die entfernteste Ahnung, in welch hohem Grade Familienliebe und häuslicher Sinn bei dem Mittelstande und in den niederen Schichten des italienischen Volkes herrschen. In den vornehmen Kreisen ist es hier nicht anders als bei uns. Die Ehen werden vielfach aus conventionellen Gründen geschlossen; Reichtum und Nützigkeit begünstigen eine den stillen Freunden in Haus und Familie entfremdende Lebensweise, — hier, wie überall. Färlliche Verwandtschaftsgeföhle und herzlicher Verkehr unter Familienmitgliedern dürfte indessen noch eher in den höheren Ständen Italiens, als in den unferigen anzutreffen sein. Die Trennung von Angehörigen wird viel schwerer empfunden, als bei uns; zum Beispiel ist die Abreise eines Sohnes nach einem fremden Erdtheile für die ganze Familie ein erschütterndes Ereigniß, und die Beziehungen zur Heimath werden unter allen Umständen aufrecht erhalten. Und in der Färllichkeit gegen ihre kleinen Kinder übertreffen die italienischen Eltern wohl alle anderen. Mit den Babies wird in sämmtlichen Gesellschaftsclassen ein wahrer Cultus getrieben; und während bei uns

die Kinder, wenigstens die jüngsten, fast überall nur unter der Obhut der Mutter stehen, nehmen in Italien beide Eltern diese süße Pflicht zu gleichen Theilen in Anspruch. Die italienischen Familienväter verlassen nicht minder häufig als die Mütter des Nachts ihr Lager, um das unruhige Kindchen auf den Knien zu wiegen und es mit Schlummerliedern einzulullen.

Die Italiener pflegen mit Kindern reich gesegnet zu sein, und Kinderlosigkeit wird hier als ein großes Unglück angesehen. Mögen die Mittel auch noch so kärglich zugemessen sein, der neue Ankömmling erhält stets ein freundliches Willkommen. Und ein Volk, das solcher Liebe zu den Kindern, solcher Familienangehörigkeit fähig ist, sollte so entartet, so unästhetisch sein, wie wir uns dasselbe zumeist vorstellen?

Nach einer anderen unserer Lieblingsideen sollen die Italiener niemals Liebesheirathen schließen. Allerdings ist es bei ihnen, wie bei den Franzosen, häufig so, daß die beiderseitigen Eltern die Ehen ihrer Kinder arrangiren. Indessen, — und dies ist ein wesentlicher Unterschied von der französischen Sitte, — ist es in Italien üblich, den jungen Leuten die endgültig entscheidende Stimme zu lassen. Und falls man über diesen Gegenstand statistische Ermittlungen anstellen könnte, möchte ich mich fast versucht fühlen, ein Ergebnis vorauszusagen, wonach unter diesen, auf Vernunft und Gleichheit der gesellschaftlichen Verhältnisse basirten Ehen mehr glückliche zu finden wären, als unter denen, die bei uns zu Lande in jugendlichem Unverstande und nach eigenwilliger Laune geschlossen werden.

Es ist innerhalb meines gegebenen Rahmes schwer, sämmtliche Eigenschaften der Italiener nach Gebühr zu besprechen. Ich habe mich daher bei meiner Schilderung beschränkt, hauptsächlich solche Seiten ihres Charakters hervorzuheben, über welche nach meiner auf Erfahrung gestützten Ansicht die meisten Irrthümer verbreitet sind. Eine solche fuge Idee unserer Seite ist es auch, die Italiener für Hystiker ohne jeglichen philosophischen Sinn zu halten. Auch dieses Urtheil ist ein völlig verkehrtes, denn selbst bei den als besonders ungestüm und feurig bekannten Neapolitanern ist der Grundton ihres Wesens ein philosophischer, während wir bei den Nord- und Mittel-Italienern auf dieses Element in höchstem Maße zu rechnen haben. „Cosa vuole; abbia pazienza“ — diese Worte führen sie nicht nur stets im Munde, sondern sie handeln auch danach im Leben. Der Italiener neigt sein Haupt ergebungsvoll vor dem Unvermeidlichen, — er nimmt es mit Resignation, nicht in Gleichgültigkeit hin. Dies ist von wesentlicher Bedeutung. Er hat beständig die Kürze unseres Daseins im Auge; warum also von Kleinigkeiten viel Aufhebens machen? Daher ist er im Grunde viel ruhiger, viel weniger erregbar als wir. Dies setzt Sie in Erstaunen, — es stimmt nicht mit Ihren herkömmlichen Ideen, und doch ist es so. Wir bilden uns ein, daß die Italiener, weil sie leichtfertig und heiter sind, nicht auch ernsthaft sein können. Unter einer heiteren Auenenheit verbergen sie aber viel ernste Willenskraft und Beharrlichkeit, und es wirkt oft komisch, wie wir, die practischen Vernunftmenschen; ihren practischen, vernünftigen Sinn gar nicht in Anschlag bringen. Neben ihrer ererbten Empfänglichkeit für künstlerische und sinnliche Eindrücke besitzen die Italiener von heute, gleich ihren Vorfahren, den alten Römern, eine ungeheuer verständige und positive Richtung. Wohlfahrt und Fortschritt der Nation ist ihr Prinzip; und während sie sich inständig vor der häßlichen Nüchternheit und dem brutalen Bilderhaß gewisser nordischer Moralisten zu bewahren wissen, sind sie doch nicht geizig, um ihrer Geföhle willen den Fortschritt der Civilisation und des Volkwohls zu hemmen. Sie wollen sich nicht darauf beschränkt sehen, aus den Taschen der Reisenden und von Dem zu leben, was ihnen ihre glänzende Borgeit abwirft. Sie wünschen vor Allen eine glänzende Gegenwart zu besitzen, — glänzend nach den Begriffen des neunzehnten Jahrhunderts, dessen Ideale in ihren Augen eben so gut, wenn nicht besser sind, als diejenigen des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts, von denen die „Foresteri“ schwärmen. Und daher verißelt der Italiener es uns so sehr, daß wir nur das Alte und Vergangene bei ihm zu schätzen wissen und über das heutige Volk Italiens hochmüthig hinwegsehen. Er ist sich bewußt, mit der ganzen, ihm zu Gebote stehenden Kraft an sich selbst zu arbeiten; er hat sich die deutsche und die englische Nation vor allen anderen zum Vorbilde erkoren, und gerade Deutsche und Engländer sind es, die ihm eben die meiste Gleichgültigkeit bezeigen, ihn verleumden, seine Motive verkennen und sein Streben ungerecht beurtheilen.

Sollte das hier Gesagte die Foresteri bestimmen, bei ihren künftigen Besuchen Italiens dem Lande sowohl, wie den Leuten dieses Landes etwas mehr Aufmerksamkeit zu widmen; würden sie um der freundschaftlichen internationalen Beziehungen willen und aus Gründen der Billigkeit sich ihren italienischen Gastfreunden liebenswürdiger nähern, so daß auf beiden Seiten ein besseres Urtheil gewonnen werden kann; kurz, — wenn ich sie bewogen hätte, alle ihre vorgefaßten Ideen über die Italiener dahinter lassen und dieses Volk so sehen zu wollen, wie es in Wahrheit ist, — dann darf ich hoffen, diese Worte nicht vergebens geschrieben, sondern eine Saat des Friedens gestreut zu haben, die hundertfachen Segen bringen mag. Dem dem Mißverstehen der verschiedenen Nationalitäten unter einander entsprechende blutige Kriege, und am Mißverstehen trägt oft Unkenntniß allein die Schuld.

Helen Zimmern.



**Erzprinz Friedrich von Anhalt und Prinzessin Marie von Baden.** Siehe die Bilder, Seite 52. — In dem bekannten Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“ in München wurde am 30. Januar gelegentlich der Durchreise der Herzoglich Anhaltinischen Herrschaften nach Meran, wo die Frau Herzogin in Anhalt mit den Prinzessinnen-Töchtern Winteraufenthalt genommen hat, die Verlobung des Erzprinzen Friedrich von Anhalt mit der Prinzessin Marie von Baden proclamt und gefeiert. Das Herzoglich Anhaltinische, wie das Großherzoglich Badische Haus ist in den letzten Jahren von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht worden. Vor zwei Jahren etwa starb nach kurzer Ehe Erzprinz Leopold von Anhalt, der älteste Sohn des Herzoglichen Paares, und kaum ein Jahr ist verfloßen, seit Prinz Ludwig Wilhelm von Baden, der einzige Bruder des Erzgroßherzogs, dessen Ehe mit Prinzessin Hilba von Nassau bisher kinderlos blieb, nach kurzer Krankheit seinem fai-

terlichen Großvater in die Ewigkeit voranging. Erzprinz Leopold hinterließ keinen männlichen Erben; sein ältester Bruder, der jetzige Erzprinz Friedrich, geboren zu Dessau am 19. August 1856, trat in die Rechte des Verewigten ein. Erzprinz Friedrich von Anhalt, der bis dahin dem Officiercorps des ersten Garde-Dragoon-Regimentes in Berlin angehört hatte, verließ den Militärdienst, um sich in allen Fächeren der Verwaltung des Landes zu orientiren, über das er einst zu herrschen berufen sein wird. In der Berliner Hofgesellschaft, in welcher der Erzprinz, wie seine beiden noch dem ersten Garde-Dragoon-Regimente angehörenden jüngeren Brüder, die Prinzen Eduard und Aribert, viel und gern gesehene Erscheinungen sind, — bekanntlich ist die Frau Prinzessin Friedrich Carl von Preußen eine Prinzessin von Anhalt und rechte Tante der Prinzen, — röhmt man allgemein die Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit der Anhaltinischen Fürstinööhne und ihr lebhaftes Interesse für alle idealen Bestrebungen. Prinzessin Marie von Baden, geboren am 26. Juli 1865, ist eine Nichte des Großherzogs, die einzige Tochter des Prinzen Wilhelm von Baden und der Prinzessin Marie, einer Tochter des Herzogs Maximilian von Leuchtenberg. Die ungemein sympathische Erscheinung der Prinzessin-Braut, ihre Herzengüte und Liebenswürdigkeit haben ihr alle Herzen des schönen Badener Landes gewonnen, und nur ungern werden besonders die Karlstädter die einzige jugendliche Prinzessin des Badischen Fürstenhauses scheiden sehen. Beide Fürstehäuser haben nach tiefer Trauer zum ersten Male ein freudiges Familienfest gefeiert. Möchte es dem Großherzoglichen Hause Baden und dem Herzoglichen Hause Anhalt der Vorbote von lauter Glückstagen sein.

**Plaudertäschchen.** Von J. Kleinmichel. Siehe das Bild, Seite 53. — Nichts reizender, als ein kleines Kind, das eben laufen und sprechen gelernt hat. Aber so drollig es ist, es kann Einem in die höchste Verlegenheit setzen. Es beobachtet scharf, viel schärfer, als man bei einem solchen Guckindiewelt es für möglich halten könnte, und es plaudert in aller Harmlosigkeit die aller subtilsten Dinge aus. Auf dem anmuthigen Bilde von J. Kleinmichel wird augenscheinlich ein sorgfältig gehütetes Herzengeseheimniß von einem solchen unberechenbaren Dreifäsech vorzeitig preisgegeben. Dagegen wird alles Zeugnis nichts helfen, Kinder sprechen bekanntlich die Wahrheit. Die Kleine richtet ja auch mit ihren Indiscretionen offenbar kein Unheil an; vorausichtlich macht sie sogar zwei Glückliche. Allerdings wird sie sich wundern, wie schnell sie, die jetzt noch die Hauptperson ist, in den Hintergrund geschoben wird, sobald sie alle ihre Geheime ausgeplaudert hat. Denn wo zwei Liebende sich gefunden haben, da haben sie auch für das reizendste Plaudertäschchen kein Ohr mehr.



**Fragen.**  
**Beschneiden der Johannisbeer- und Stachelbeersträucher.** — Wie und wann werden Johannisbeer- und Stachelbeersträucher am besten beschnitten, um große Früchte zu erzielen? C. D., Zagan.  
**Verpflanzen.** — Ich will im Frühjahr meine Zimmerpflanzen umsetzen. Welche Erdmischung eignet sich am besten dazu? Marie K. in Rathenow.  
**Asclepias.** — Wie behandle ich eine Asclepias, um sie zum Blühen zu bringen? U. P., Eger.  
**Pflanzen für dunkle Plätze.** — Mein Berliner Zimmer ist wenig hell, sodah hier alle Pflanzen bald ausgehen. Gibt es anspruchslose Gewächse, die auch mit einem dunklen Platze vorlieb nehmen? J. V.

**Antworten.**  
 (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)  
**Karbe (32).** — Die Karbe (althochdeutsch karta, mittelhochdeutsch karbe) ist eine Distelart, welche als Gemüsepflanze nach Art der Artischocken cultivirt wird. Ich habe sowohl die italienischen Karben ohne Stacheln wie die Karben von Tours mit Stacheln angebaut und bei beiden Arten sehr gute Erfolge erzielt, daher möchte ich Ihnen und allen Gartenbesitzern die einfache Kultur dieses wohlgeschmeckenden und gesunden Gemüses warm empfehlen. Man sät den Samen in der ersten Hälfte des Mai gleich in's freie Land, und zwar auf tief umgegrabene und gedüngte Beete, immer je zwei bis drei Körner in Abständen von einem Meter. Von den aufangegangenen Pflanzen läßt man an jeder Stelle nur die kräftigsten stehen; die schwächeren werden weggestochen. Wenn man die Beete rein hält, fleißig behodt und bei Trockenheit gießt, werden sich die distelartigen Pflanzen während des Sommers zu sehr stattlichen, anscheinlichen Stauden entwickeln. In der zweiten Hälfte des Septembers beginnt man mit dem Bleichen. Nachdem man die Blätter mit Weidenruthen oder Strohbündeln zusammengebunden hat, umwickelt man einige Stauden mit Stroh und läßt sie unter dieser Umhüllung 3 bis 4 Wochen, wodurch die starken, fleischigen Blattstiele und Rippen weiß, zart und wohlgeschmeckend werden. Da die gebleichten Pflanzen bald verpilzt werden müssen, hüllt man gleichzeitig immer nur einige Pflanzen in Stroh ein und wiederholt dies Verfahren in Zwischenräumen von 14 Tagen für weiteren Küchenbedarf. Ende October nimmt man sämmtliche Pflanzen zum Wintergebrauch mit Ballen aus der Erde und schlägt sie im Keller in Sand ein, wo sie von selber bleichen und sich bis Neujahr halten, wenn man nicht verfaumt, nachzusehen und schlechte Stellen abzuschneiden. R. K. in Thüringen.

**Stedlinge von Gummibäumen (32).** — Von Anfang März ab ist die geeignete Zeit, um Stedlinge von Gummibäumen zu machen. Für Zimmer-Kultur eignen sich am besten die Seitenriebe mit drei bis sechs Blättern. Nachdem man sie vom Mutterstode abgeschnitten und das unterste Blatt entfernt hat, läßt man sie zwei Tage liegen, damit der überquellende Milchsaft abfließt und die Schnittfläche trocknet. Hierauf setzt man die Stedlinge mit eingetrockneten Blättern in kleine Töpfe, verklebt dieselben mit Scherbenunterlage und füllt sie mit einer Mischung von Heide- und Lauberde, sowie einem kleinen Zusatz von Sand, Holzstohle und Hornspähnen. Die Töpfe erhalten einen warmen Fensterplatz, wo sie jedoch gegen die Strahlen der Sonne geschützt sein müssen. Sehr vorthelhaft ist es, wenn man während der Wurzelbildung, die in 8 bis 10 Wochen vor sich geht, die Stedlinge unter Glas hält; die übergetülpten Gläser müssen aber alle Morgen beim Begießen der Pflanzen mit einem trockenen Luche ausgewischt werden. Läßt man den Ablegern im Sommer reichlich Wasser und Sonnenlicht zu Theil werden, so werden sie freudig gedeihen; im Winter halte man die Pflanzen durch etwas kühleren Standort und spätkühre Bewässerung zurück. G. M. auf Rügen.



Speisenfolge in Urfundenform, gerollt und offen, zur Ausführung auf Pergament. Nach einer Zeichnung von E. Döpler d. J. Halbe natürliche Größe.

**Speisenfolge**

Uchenschwanz Suppe  
Klare Brühe mit jun-  
ger Gemüse  
Austern in Gelee  
Warmer Hummer  
mit frischer Butter  
Schinken in Burgund  
Russischer Salat

Frische Trüffel  
Gemästete Hühner mit  
Maas kömlicher Salat  
Kardi mit Marshgülden  
Champignons  
Eisbeige Kesseltode  
Pistazien Eis  
Butter kast Nachtisch

gegeben am 18<sup>ten</sup> März des Jahres 1889



Selbstgemalte Tischkarten. Zwei Drittel natürlicher Größe.



**Wirtschaftliches**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Tafel-Arrangements.**

Andere Zeiten, andere Sitten! Wer wüßte es nicht, wer hätte die Wandlung vom „Gübisch- und Häßlich-sinden“ nicht an sich selbst erlebt? Ein Blick auf unsere Kleidung, unser Haus, unseren Tisch genügt, dies zu beweisen. Ja, wie anders sieht gerade dieser Lehrtisch gegen einst aus, wo blieben die steifen Tafelaufsätze, Blumenvasen, wo die eintönige Form und Farbe des Kristalls und des Porzellans, die zusammen ein so langweilig pedantisches Aussehen hatten? Und die Servietten gar, deren Aufbau als Hauptwerk des tafeldedekenden Künstlers bewundert wurde? Wer erinnert

wünschen übrig? Wir meinen, nein; das Kunstgewerbe schuf so Vieles, daß auch der weniger Bemittelte Vieles erreichen konnte; wir loben den Geschmack des Tages, vielleicht, daß die Nachwelt auch an ihm einst zu tabeln weiß; aber — der Lebende hat Recht!

\*) Bemerkung für Speisenfolgen und Tischkarten: Hermann Hampe, Berlin W., Markgrafstraße 50.

**Briefmappe**

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

**Fragen.**

**Wäscherollen.** — Welches sind die prac-



Speisenfolgen in verschiedenen Ausstattungen.



**Speisenfolge.**

Hühner-Suppe	Soppe
Raumhaare Rind- suppe	Spätzli
Ende auf dem Kopf ge- braten mit Käse- butter	Käsebrot
Schinken mit Salat	Reisfisch
Spinal mit Nalla- wisch	1889 in Ost. Er- Kost
Butter und Nisse	Milch

Zwei Speisenfolgen auf vorgedruckten Karten.

sich noch der stolzen Schwäne mit langgezogenem Halse, der Bischofs-mützen, Kaiserkronen und glückbringenden Schiffe, zu denen das weiße Rinnen geformt wurde, vor dem vornehmsten Gaste in stolzester Höhe prangend? Heute sind wir geneigt, über diese Meisterstücke des Geschmades zu lächeln, sie eine Verirrung zu nennen, ja, wir finden es eigentlich unappetitlich, ein Mandtuch zu gebrauchen, das, — von wer weiß, welcher Hand, — gebrochen, gedreht, geknüpft und seiner ursprünglichen Frische beraubt wurde. Heute ziehen wir den unberührten Seidenglanz des Damastes vor, der, — oft mit wundervoll ausgeführtem Monogramm des Besitzers geschmückt, — unseren Teller deckt, oder wir freuen uns des farbig mit Garn, Seiden- und wachsbaren Goldfäden gestickten Luches, dem eine geflöppelte Spitze den Abschluß giebt.

An dürftigem Aussehen leidet unsere moderne Tafel wahrlich nicht; wohn wir blicken, finden wir zwar nicht Kunststücke, aber Kunst-werte, die unser Auge entzücken, den künstlerischen Sinn in uns anregen. Was sind wir außerdem im Laufe der letzten Jahre nicht gewohnt worden liebenswürdigen Wirthen als reizende kleine Gaben zu empfangen? Kaum fehlt noch irgendwo der Strauß aus kostbaren Blumen, der für die Dame auf dem Couvert liegt oder in eigens dafür bestimmtem hohen Spitz-, zuweilen niedrigen Becher-gläse steht, die einzelne Blume, die der Herr für sein Knopfloch empfängt, um dort zur Seite anderer Ehrenzeichen zu prangen. Die Tischkarte, von der wir bereits vor einem Jahre meinten, daß sie keiner Wandlung mehr fähig sei, hat unsere Vermuthungen

tischesten Wäscherollen für den Privatgebrauch, und wo sind solche zu kaufen?

Langjährige Abonnentin.

**Dobosch-Torte.** — Wie bereitet man eine Dobosch-Torte? S. R.

**Antworten.**

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

**Schwarze Spitzen glänzend zu machen** (40). — Schwarze Spitzen erhalten neuen Glanz und Appretur durch ein Befeuern mit Krausemengen-Wasser. Auf ein weiches Tuch gelegt, streicht man sie mit den Fingerspitzen sorgfältig aus und läßt sie entweder einfach trocknen oder plättet sie auf der linken Seite mit einem nicht zu heißen Bolzen. Spitzen, welche, — nicht zu dick, — gut ausgestrichen wurden, werden ungeplättet oft noch besser und gewinnen ein ganz neues Aussehen; deshalb sollte man ein Plättchen erst versuchen, wenn man sieht, daß das Gewebe kraus trocknet. S. R.

**Das Kohlen der Dochte zu verhindern.** (40). — Ein Kohlen der Dochte kann nur stattfinden, wenn dieselben schlecht und nicht passend sind, oder wenn ihnen der Brennstoff nicht genügend zugeführt wird, d. h. wenn die Röhren verstopft sind. Immer aber

Lügen gestraft, denn immer wieder taucht sie, vereint mit dem Menu — jetzt fast ausnahmslos „Speisenfolge“ genannt, — in neuen Mustern auf. Wir finden sie in Form kleiner kunstvoller Instrumente als Tambourin, Harfe und Zither, als Apfel, Apfelsine und Blume, mit unserem Namen geziert, auf der Serviette liegend, als Palette mit in Aquarell angeführten Nigürchen bemalt, neu in der Ausstattung, wenn nicht in der Idee.

Großer Beliebtheit erfreut sich dauernd Alles in japanischem Geschmace, namentlich die elegante hochrote „Mikado“-Karte und ein Blatt von altem, marmorgleichem Aussehen mit darauf gepreßtem antiken Relief. Ebenso lieben viele Familien es noch immer, ihre Tisch- und Speisarten mit dem Service übereinstimmend zu haben und lassen sie zu diesen passend anfertigen. Allen diesen Schöpfungen der unermüdeten

Papier-Industrie stellen sich aber noch andere von wirklichem Kunstwerthe zur Seite. Nach Tuschzeichnungen Schlittgen's\*) erschienen in trefflicher Wiedergabe sechs Karten mit weiblichen Figuren, von denen unsere Illustration eine veranschaulicht; ganz neu, von Doepler d. J. entworfen, ist das kleine Original, das auf Pergament, mit daran hängendem Siegel, in alter Schrift eine Urkundenrolle darstellt. Entfaltet zeigt sie die Speisenfolge, zusammengerollt, — mit darauf geschriebenem Namen, — dient sie als Tischkarte, jedem Empfänger ein Andenken von künstlerischer Bedeutung sichernd. Bleibt uns da, bei der Mannigfaltigkeit des Gebotenen, bei dem Schmuck der kostbaren Schalen, Gläser, des reichen Kristalls, des vergoldeten, getönten und gemalten Porzellans, des herrlichen Silbers noch etwas für die Fierde unserer Tafel zu

ist es nötig, daß die betreffenden Lampen einige Stunden gefüllt dastanden, ehe man sie anzündet; denn der Docht muß, um gut zu brennen, von dem Brennstoffe vollständig durchzogen sein; es wird dann ein Verkohlen desselben unmöglich. E. W.

**Portieren aus Cigarrenbändchen** (40). — Um Portieren aus Cigarrenbändchen weben zu lassen, wende man sich an Frau Eugenie Bernick, geb. von Padewitz, Berlin, Dörfner Str. 17. Hier wird auch zu erfahren sein, wieviel Material zu dem betreffenden Zwecke erforderlich ist. Cigarrenbänder als solche sind im Handel nicht zu haben; man ist auf eigenes Sammeln angewiesen, doch kann „Florettband“ als Aushilfe dienen, das in jedem größeren Geschäft zu finden ist. S. R.

**Potted meat** (40). — „Potted meat und potted ham“ sind Fleisch-Conserven, deren Vorzüglichkeit in der vollständigen Verkleinerung des Fleisches und Schinkens besteht. Eine solche ist im Haushalte nicht zu erzielen; es bedarf dazu eines großen Fabrikations-Betriebes; darum wird man immer gut thun, sich an einen solchen zu wenden. S. R.

**Gardinen crème zu färben** (40). — Wenn Sie mit dem Färben Ihrer Gardinen durch Crème-Stärke nicht zufrieden sind, so versuchen Sie es mit einem Abstrich von Faulbaumrinde oder einem Zusatz von Safran; beide Farben sind echt, die erstere mehr bräunlich, die zweite gelblich. Sie dürfen indessen bei längerem Hängen der Shawls nicht die Einwirkung von Licht, Rauch und Sonne vergessen, die auch das zuerst blendende Weiß allmählig grau erscheinen lassen. S. R.

**Porzellanterker** (XV, 224). Porzellanterker, die den Eindruck machen, als seien sie mittelst Schablonen gemalt, sind mittelst Trud hergestellt; fertige Schablonen zu diesem Zwecke giebt es nicht, und sie werden auch nicht verwendbar sein, da die flüssige Porzellanfarbe, in dieser Weise aufgetragen, nicht geeignet ist, bestimmte Contouren zu halten. S. R.

**Gelbweiß in Amsterdam.** — Ueber die Realität der betreffenden Firma können wir Ihnen leider keine Auskunft geben.

**Frau S. R. in G.** — Der gewünschte Unterricht wird Ihnen im Netto-Berein zu Berlin W., Königgräber Str. 99, gern erteilt. Ferner empfehlen wir Ihnen die Lehrbücher der Webkunst: I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe; II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe; III. Die Anfertigung der Leib- und Hauswäsche.



Farbiges Glas mit Blumen. Ein Drittel der natürlichen Größe.



Farbiges Glas mit Blumen. Ein Drittel der natürlichen Größe.